Geiger.

Bg
o 201

FRANZ GEIGER CAN.s

Gebr. den 16 Mai 1755. Gest. den 8t Mai 1843

Gütigster Erlöser Jesus Christus führe mich zu Dir, im Uebrigen handle mit Deinem Diener, nach Deinem Wohlgefallen.

Gd. III. 435.

Der selige Chorherr

Franz Geiger.

Laute aus dessen Leben;

gesammelt

vom Herausgeber seiner sämmtlichen Schriften.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Lucern, 1843.
Druck und Verlag von Gebrüdern Räber.

Augsburg, in der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

Gd III 435

Franz Seiner.

aus dessen Leben

vom Herausgeber seiner sämmtlichen Schriften.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Vorwort.

Der Herausgeber folgender biographischer Skizze war seit mehr als vierzig Jahren mit Herrn Franz Geiger in nahen und zutraulichen Verhältnissen. Im Jahre 1801 und 1802 studirte er unter der Leitung seines Bruders, des ausgezeichnet vortrefflichen Professors Emeram Geiger, die Philosophie, und hatte das Glück, die Gewogenheit dieses in jeder Beziehung achtungswürdigen Mannes zu besitzen. Da zur Zeit die beiden Brüder, obgleich dem Franziskanerorden angehörend, als Professoren am Lyceum im Xaverianischen Hause wohnten und oft beisammen waren, gab es vielfältig Anlaß, mit Franz Geiger bei seinem Bruder Emeram zu sprechen. Im Herbste 1804 wurde, als damaliger Vikar in Hochdorf, der Herausgeber ersucht, für den am Auszehrungsfieber krankliegenden Emeram die philosophischen Vorträge zu halten, welchem dringenden Ansuchen aus Dankbarkeit er entsprochen hatte. Nachdem P. Emeram in Folge seines unheilbaren Uebels am 2. Jänner 1805 Vormittags ½ 7 Uhr in seinem 48. Lebensjahre gestorben

war, wurde unerwartet an die Stelle dieses gottselig hingeschiedenen Professors sein früherer Schüler und damaliger Stellvertreter gewählt. Franz Geiger freute, besonders seines Bruders wegen, diese Wahl, und er gab sich alle Mühe, den jungen Lehrer beim Antritt seines sehr schweren Amtes, als alter, mit so vielen Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüsteter Professor, durch Lehren und Weisungen, wohlwollend zu unterstützen. Von dieser Zeit an wurde der spätere Herausgeber der sämmtlichen Schriften und der gegenwärtigen Laute aus dem Leben des Seligen mit Franz Geiger immer vertrauter, und, vermittels vieler freundschaftlichen Unterredungen, mit den Grundsätzen und der charakteristischen Denkweise, mit seinem ganzen innern Leben und seinem äußern Wirken genauer bekannt. In den letztern Jahren seines Lebens traten zwar der frühern Mittheilung der innersten Gefühle und Gedanken mehrfaltige Hindernisse entgegen, wie Entfernung des Wohnortes, und die immer zunehmende, gegen Ende fast gänzliche Hörlosigkeit des H. Franz Geiger. Indessen hatte derselbe die Güte, die wichtigsten Momente seines Lebens schriftlich mitzutheilen. So wurde möglich, ein wahres und getreues Bild des Seligen durch seine eigenen theils schrift-

lichen, theils mündlichen Ueberlieferungen zu zeichnen, und als erwünschtes Denkmal zur lieblichen Erinnerung den vielen Freunden und Verehrern des Verblichenen zu übergeben, was die eigentliche Absicht der Herausgabe folgender biographischer Laute ist. — Zur Ergänzung, Berichtigung und Beleuchtung wird hier noch beigefügt, was in den Archiven zu Luzern und anderswo über Franz Geiger zu finden ist. Nach denselben wurde am 15. Herbstm. 1772 Johann Nepomuk (denn so wurde er in der hl. Taufe am 16. Mai 1755 genannt) Geiger bei den Franziskanern in Lucern eingekleidet und erhielt den Namen Franziskus Tiburtius. Pater Leodegar Andermatt von Baar war sein Novizenmeister. Am gleichen Tag nach einem Jahre 1773 legte Geiger mit einem andern Frater, Benedikt Schmid von Forchheim aus Franken, die feierliche Profession in die Hände des damaligen Guardians Pater Leopold Petzelt ab. Ungefähr 20 Jahre später wurde P. Franz Tiburtius Geiger vom damaligen Fürstbischofe von Regensburg auf die dort erledigte Stadtpfarrei berufen, und ihm, nach Verfluß einiger Dienstzeit in der Seelsorge, eine Domherrnpräbende zugesichert. Geiger war geneigt und bereit, als baierischer Landesbürger, dem ehrenvollen Rufe seines Fürsten zu folgen. Da

traten aber die ersten damaligen Magistratspersonen Lucerns, namentlich Schultheiß Pfyffer von Heidegg und Krus, die einen so tüchtigen Professor der Theologie am Lyceum zu Lucern nicht verlieren wollten, dazwischen, und wandten alles an, den Pater Franz Geiger von seinem Vorhaben abzubringen. Es gelang ihnen wirklich, selben zu bewegen, in Lucern bei seinen vielen Bekannten und Freunden zu verbleiben, jedoch nur unter der Bedingung, daß er von der Affiliation der Conventualen in Regensburg, zu welchen er gehörte, förmlich entlassen, und dem Lucerner-Convent als filius einverleibt würde. Diese Bedingung wurde erfüllt. Der Pater Provincial der Minoriten ertheilte das Exeat, und die hohe Regierung von Lucern beschloß, unter'm 6. Hornung 1797, dessen Aufnahme in Lucern. Der Rathsbeschluß hierüber lautet: „Auf anheut von J. G. Herrn Amtsschultheiß Krus geschehenen Anzug haben MGH. und Obern in Gnaden zu bewilligen geruhet, daß Herr Franz Geiger Franziskaner-Ordens, und wirklich allhiesiger Hofprediger und Professor der Theologie im allhiesigen Lyceo im hiesigen Franziskaner Convent in der Au verbleiben und auf selbes angenommen sein soll.“ Diese Rathserkenntniß wurde vom Herrn Großweibel

dem Pater Guardian überbracht, und hierauf unter'm 14. Hornung gleichen Jahres (laut Franziskaner-Protokoll fol. 9.) vom Lucerner-Convent Franz Geiger als Mitbruder einstimmig aufgenommen, und er war von dieser Zeit an Angehöriger dieses Conventes, jedoch nicht Bürger der Stadt Lucern, worüber wenigstens keine Akten sich vorfinden. In einem Verzeichniß der Franziskaner vom Jahre 1799 erscheint Franz Geiger auch als Baccalaureus.

Was später die Säcularisation in den Tagen der helvetischen Staatsumwälzung nöthig gemacht und herbeigeführt hatte, wird in der Folge gemeldet, und die Verwirklichung derselben unter den Zulagen wörtlich aus dem Originale abgedruckt.

Der Leser folgender Blätter wird selbst wahrnehmen, daß des sel. Franz Geigers Leben und Wirken Stoff zu einer sehr interessanten Monographie darböte, welche, einer hiezu geübtern Feder zu überlassen, aus mehrfältigen Gründen sich bewogen findet

Beromünster, am 28. Brachmonat 1843.

Der Herausgeber:
Chorherr J. Widmer,
dermaliger Propst.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Selbstbekenntnisse 1

Einzelne gelegenheitliche Gedanken 24

Franz Geiger als Professor 54

— — als Schriftsteller 76

— — als Polemiker 108

— — als Prediger 143

— — als Beichtvater 161

— — als Rathgeber und im socialen Umgang mit Menschen 165

Geigers Tagesordnung und Lebensende 178

Beilagen zu den biographischen Lauten:

1. Geiger als Präses der marianischen Congregation . 190
2. Act über Geigers Säcularisation 202
3. C. L. von Haller's Schreiben an Hrn. Geiger . . 206
4. Geigers Antwort auf Hallers Schreiben. 207
5. Brief des HH. Erzbischofs von Freiburg im Breisgau an H. Franz Geiger 210

Sinnstörende Druckfehler.

Seite	Zeile	statt	lies
4	8 v. u.	den Experimental	der Experimentalphysik
15	14 v. u.	Zen, Mauhi	Macchi
41	13 v. o.	Unendlichen	unendlichen
13	5 v. o.	werde	hat
125	1 v. u.	(soll nicht doppelt gelesen werden.)	

Andere Fehler möge der Leser gefälligst verbessern.

I.

Selbstbekenntnisse.

Ich war 1755 geboren zu Harting, eine Stunde von Regensburg, und hatte noch einen Bruder, der 2 Jahre jünger war, als ich. Mein Vater, der in seiner Jugend auch studirte, und das Latein selbst verstund, zog, da wir noch sehr jung waren, in die Stadt, um uns, unter seiner Aufsicht, studiren zu lassen. Er nahm einen armen Studenten an, der uns lesen und schreiben lehren mußte, und der nachgehends als Hauslehrer bei uns blieb, bis er Priester wurde.

Meine unteren Schulen machte ich bei den Jesuiten. Mein Vater ließ uns Musik, Singen, Orgelschlagen ꝛc. lehren, hielt uns auch einen französischen Sprachmeister. Da ich ziemlich gut sang, wurde ich in das Seminar bei den Benediktinern zu St. Emmeram aufgenommen, was mir sehr gut zu statten kam: denn ich war hitzig, aufbrausend und Egoist. Im Seminarium lernte ich, daß andere Leute auch Leute seien; da mir keiner nachgeben wollte, begriff ich nach und nach durch

viele Verdrüßlichkeiten, das Nachgeben sei an mir; man stieß mir die Ecken ab, und ich ward etwas runder.

Der damalige Fürst-Abt zu St. Emmeram, Frobenius, Herausgeber des Alcuin, wendete alles an, uns Seminaristen in allem Möglichen unterrichten zu lassen. Er munterte uns durch namhafte und wiederholte Schenkungen auf. Für besondere Fächer hielt er uns noch auswärtige Lehrer. Ueberhaupt war dieses Kloster St. Emmeram gleichsam wie eine academia scientiarum; alle Religiosen waren Gelehrte. Um die orientalischen Sprachen in Aufnahme zu bringen, ließ der Fürst-Abt den berühmten Mauriner Lancellote von Paris kommen, der 6 Jahre im Kloster blieb, und die orientalische Litteratur betrieb. Man hörte und sah im Kloster St. Emmeram nichts anderes als von Wissenschaften, was auf uns Seminaristen einen sehr guten Eindruck machte.

Unser Oberaufseher war ber berühmte Pater Cölestin Steiglehner, Professor der Physik und Mathematik, selbst ein trefflicher Musikant. Unter ihm besorgte unsere Erziehung ein Weltpriester, Gruber, der die griechische Sprache, die wir auch bei den Jesuiten lernten, in unserem Seminarium zur großen Vollkommenheit brachte. Im Griechischen war ich einer der Mittelmäßigen. Desto mehr Fortschritte machte ich bei seinem Nachfolger dem Weltpriester Trexler im Lateinischen. Nach

vollendeter Rhetorik schrieb ich leichter und besser lateinisch, als deutsch.

Ich hatte damals sehr gute Aussichten; unterdessen habe ich die Jesuiten, meine Lehrer, wegen ihrer Frömmigkeit, und der liebreichen Art, mit der sie uns behandelten, so lieb gewonnen, daß ich mich entschloß, um die Aufnahme in ihre Gesellschaft nachzusuchen, die mir auch zugesagt wurde. Da um diese Zeit die Minoriten (Konventual-Franziskaner) keine Organisten hatten, ließ mich der damalige Guardian Gerold Jost, der wegen seiner Gelehrsamkeit, und der damals noch frischen Geschichte Rothfischers in Regensburg berühmt war, zu sich rufen, und lud mich ein, in seinen Orden zu treten. Ich fragte meinen Professor, den Jesuiten Reiseneker, um Rath: gehen Sie, sagte er; denn unsere Sozietät wird dermalen so sehr angefochten, daß ich ihre gänzliche Unterdrückung befürchte. Ich trat also in den Orden der Minoriten-Konventualen, und wurde nach Luzern in der Schweiz in das Noviziat geschickt (1772). Vier Jahre nachher folgte mir mein Bruder Emmeram in den nämlichen Orden.

Nach vollendetem Noviziat, wo ich, mehr aus langer Weile, den ganzen Calmet mit allen Noten und Dissertationen gelesen hatte, schickte man mich wieder nach Regensburg, um Philosophie zu studiren. Wir hatten eigene Professoren (Lectores) im Kloster. Um die Mathematik zu

erlernen, mußten wir täglich zu den schottländischen Benediktinern (ich hatte noch einen Kameraden, Benedikt Schmid, der als Professor zu Feldkirch starb). Es war der tiefe Mathematiker Benedikt Arbutnoth, welcher nachher Prälat wurde, der uns besondere Vorlesungen gab. Allein ungeachtet alles Fleißes verstunden wir ihn nicht. Es war damals im nämlichen Schottenkloster noch ein junger Religios, ein Graf Hamilton, der ehemals mit mir studirte, und mein Freund war; diesem klagte ich, daß ich den Hrn. Arbutnoth nicht verstünde; ja, sagte er, er ist für Anfänger zu hoch. Dieser Hamilton, der sich vorzüglich auf die Mathematik schon verlegt hatte, übernahm es also, uns zu lehren, wo ich dann, zu meiner großen Freude, ziemliche Fortschritte machte. Die Experimental-Physik zu studiren, giengen wir Dienstag und Donnerstag nach dem Kloster St. Emmeram, wo ein prächtiger Apparat von physikalischen und mathematischen Instrumenten vorhanden war, und der berühmte P. Cölestin Steiglehner, mein ehemaliger Erzieher, Kollegia in den Experimental gab. So vieles wir da zu studiren hatten, so leicht gieng mir alles, daß ich noch immer zu Zerstreuungen Zeit fand; daher kam es, daß meine Lektores, die dem Provinzial Noten über ihre Kleriker eingeben mußten, mir folgende Note gaben, wie mir ein nachheriger Provinzial selbst sagte: diesen Frater darf man zu jeder Stunde

in der Nacht zum Spielen, zum Trinken, oder zum Studiren wecken, er wird jederzeit zu Allem bereit sein.

Nach vollendeter Philosophie ꝛc. wurde ich in unser Kloster zu Würzburg geschickt, um Theologie zu studiren. Neben den Vorlesungen unserer Lektoren zu Hause, durften wir auch die Universität frequentiren. Besonders fiel uns der Exjesuit, Professor Holzklau, auf, der die Exegese vorlas; schöner habe ich noch keinen Professor sprechen hören. Wir konnten ihm nachschreiben. In mancher Vorlesung brachte er — Alles auswendig — 60, 70 Zitate, und wenn wir sie zu Hause nachschlugen, fanden wir sie alle richtig. Unser Provinzial Angelus Winkler befahl uns, auch die orientalischen Sprachen zu erlernen. Michael Feder, damals noch Seminarist, erfuhr es, und da er sich vorzüglich auf dieses Fach verlegt hatte, um einst die Professur davon zu erhalten, trug er sich unserem Guardian selbst an, mit Erlaubniß seines H. Regens, täglich zu uns zu kommen und uns zu unterrichten. Wir lernten mit vielem Fleiße, besonders ich, der von jeher die Schwachheit und Eigenliebe hatte, die Anderen übertreffen zu wollen, wofür ich aber sehr gedemüthiget wurde, da ich eben einen jungen Ordensbruder, Perfectus Lanziner, neben mir erhielt, der mich in Vielem ziemlich übersah. Michael Feder hielt einige Male mit uns öffentliche Theses, und da wir uns gut

ausnahmen, gab ihm das zu seinem Zweck einen großen Vorschub.

Nach zurückgelegtem theologischen Kurs kam ich wieder nach Regensburg, wo P. Braunstein Theologie im Kloster vorlas. Ich mußte das Hebräische doziren, und studirte für mich die Rechte nebenzu, die ich zu Würzburg schon angefangen hatte.

Nach einem Jahr wurde ich nach Offenburg geschickt, wo wir ein öffentliches Gymnasium hatten, um dort Poesie und Rhetorik zu doziren; denn nach unserer Einrichtung mußte ein jeder, um graduirt zu werden, von unten auf doziren. Nach damaligem Brauch mußte ich auch Komedien aufführen; und da ich für meine Studenten und nach meinen Grundsätzen keine gedruckte brauchen konnte, habe ich sie alle selbst komponirt. Auch Singspiele, sogenannte Opern, führte ich auf, setzte für zwei die Musik selbst; die übrigen setzte mir ein Freund in Regensburg, Kniescheck, der an der Fürst-Taxischen Hofmusik angestellt war. Der dortige Reichsschultheiß, H. von Rhineck, war mir sehr geneigt, ein Mann, der in den lateinischen Klassikern ungemein bewandert war. Ihm zu lieb lernte ich den ganzen Horaz, und Vieles aus Juvenalis und Perseus auswendig, um ihn unterhalten zu können, indem ich viel bei ihm war. Dort war ich also Komediant, Professor, Prediger 2c., auch war ich zu allen Lustbarkeiten gezogen; ich kenne

keine Stadt, wo es sich angenehmer lebte, als — damals — in Offenburg. Da nun meine vier Jahre als Professor der Rhetorik vorüber waren, ersuchte der Magistrat den Provinzial, mich nicht zu entfernen, sondern mich gerade dort als Professor der Phisosophie anzustellen. Allein ich fühlte, daß der religiöse Geist sich bei mir zu verflüchtigen anfieng, und bat den Provinzial, mich zu entfernen, damit ich mich selbst wieder sammeln könnte. Der bekannte P. Braunstein machte eben zu Offenburg, seinem Vaterlande, Vakanz. Als ers erfuhr, fragte er mich, ob ich denn wirklich selbst von Offenburg wegbegehrt hätte? ja, sagte ich, ich will wieder besser zu mir selbst kommen. Das freuet mich, erwiederte er; ich habe gefürchtet, sie möchten Ihre Talente zu Offenburg vertändeln.

Von Offenburg wurde ich nach Freiburg in der Schweiz geschickt, Philosophie in unserm Kloster zu lehren. Der Provinzial sagte mir, ich sollte mich besonders auf Mathematik verlegen, weil er glaublich bald einen Professor davon nach Luzern abgeben müße. Ich war der Meinung, dieses wäre eine Professur für jene, die als Offiziere in Frankreich gehen wollten, und bestellte mir einen tüchtigen Ingenieur (der nachgehends als Chef der Artillerie auf einem holländischen Kriegsschiff starb) und studirte zwei Jahre eigentlich das Praktische bei ihm; gab auch nachher einigen jungen Herren, wie H. Gady zu Freiburg,

auch noch zu Solothurn einem H. Voitell, der jetzt Obrist in Spanien ist, und einem H. Pfluger, der ebenfalls als Offizier nach Spanien kam, Vorlesungen über Mathematik, Verschanzungskunst rc. aus Gaudy, Segur rc. Allein mitten in meiner mathematischen Laufbahn kam von meinen Obern ein Befehl, nach Solothurn zu wandern, dort die Stiftskanzel zu versehen und, in unserem Kloster, Theologie und Kirchengeschichte zu lehren.

Als ich selbst noch Theologie studirte, herrschten die verschiedenen Systeme über die Gnade noch, und eine jede Schule bewies ihr System aus dem hl. Augustin, und machte, aus eben demselben, den anderen Schulen Einwürfe. Meine erste Arbeit war also, den hl. Augustin selbst zu studiren. Ich that, es ohne irgend auf ein System Rücksicht zu nehmen, und fand freilich ganz etwas Anderes in ihm, als was alle diese Systeme besagten. Aber ich mußte auch mit dem dasigen Professor Contamin, der ein steifer Molinist war, manchen hitzigen Kampf bestehen; er wollte mich beinahe zum Ketzer machen.

Da die französische Revolution ausbrach, hielt sich die Herzogin von Liancour zu Solothurn auf. Der damalige französische Geschäftsträger (der königliche Gesandte Marquis de Verac hatte seine Demission eingegeben, und blieb auch zu Solothurn, er hielt mich wie einen Hausfreund) bot mir 20,000 Livres an, die mir die Herzogin baar

auszahlen wollte, wenn ich mich nur 3 Jahre zur Revolution wollte brauchen lassen. Ich zeigte es an, um was es zu thun wäre: allein Solothurn wurde nicht unterstützt; einige Kantone schliefen, und in andern waren die Männer, die sich an Platz drängten, schon gewonnen. Es kam Barthelmy, der honigsüß präparirte; da alles präparirt war, kam Mengaud, der das Feuer anblies, das wir hätten abwenden können, wenn wir die englischen Gelder, die schon da lagen, benutzen, und Schweizer hätten bleiben wollen. Der Plan war: wir hätten unsere eben ganz unsanft abgedankten Schweizerregimenter aufstellen, und noch 20,000 Scharfschützen dazuthun, in Frankreich eindringen, und den König wieder auf den Thron setzen sollen, wo die Franzosen noch keine organisirte Armee gehabt hatten, wo selbst französische Kavallerieregimenter, und ein ziemlicher Theil der Artillerie zu uns gestoßen wäre. Dieses war das einzige Komplott, in das ich zum Theil verwickelt war, und blieb, da ich schon zu Luzern war.

Während ich in Solothurn einige Jahre im Stifte St. Urs predigte und in unserem Kloster Theologie vorlas, starb zu Luzern der dortige öffentliche Professor der Theologie, P. Braunstein; und da die Konventualen die Professoren ersetzen mußten, schickten mich meine Obern an seinen Platz, wo ich neben Theologie auch Kirchengeschichte und Pastoral vorlesen mußte. Dort hatte ich einen

harten Standpunkt. Krauer, Karl, dozirte mit mir die Theologie. Dieser hatte einen trefflichen Vortrag, war ein frommer und wahrhaft verehrungswürdiger Mann, war schon vorher bei 30 Jahre Professor der Theologie auf den Hochschulen zu Ingolstadt und Dillingen; war Sailers und Zimmers Professor, wie mir Zimmer selbst schrieb. Ich mußte Monscheins Theologie vorlesen, machte aber solche Bemerkungen dazu, daß die Studenten, die größtentheils in einflußreichen Häusern Hauslehrer waren, anhaltend über Scholastik klagten. Gegen das Ende des Jahres ließ mich Hr. Balthasar, Präsident des Schulraths, vorrufen, und sagte: es gehen Klagen ein, über das, was? und wie? dozirt werde; ich möchte einen Plan aufsetzen über das, was gelehrt werde, und was gelehrt werden sollte. Bald nachdem ich diesen Plan eingegeben hatte, wurde vom hohen Rath dekretirt: Monscheins Theologie sei abgeschafft, und es soll ein anderes Vorlesebuch gewählt werden. Es wurde Wüest gewählt, wobei der Professor seine eigenen Ansichten dazu setzen konnte. Karl Krauer gab alsdann die Professur auf, und retirirte sich auf sein Kanonikat.

Ich brachte, was ich aus dem hl. Augustin geschöpft hatte, in einer kleinen Abhandlung, oder besser, in Thesen, zu Papier, und ließ es drucken. Krauer, dem es wehe that, daß seine Scientia media (er war Exjesuit, und folglich Molinist)

außer Kurs kommen sollte, verklagte mich zu Rom. Hr. Nuntius Gravina, der mich sehr lieb hatte, übergab mir die von Rom ihm zugeschickten Klagpunkte, über die ich mich verantworten sollte. Ich gab daher dem Hrn. Nuntius ein Exemplar meiner Abhandlung, mit Bitte, es, anstatt aller Verantwortung, nach Rom zu schicken; ich sei versichert, die Theologen zu Rom würden wohl besser mit mir zufrieden sein, als mein, übrigens sehr achtbarer, Ankläger. Herr Nuntius erhielt zur Antwort, man sei mit meiner Dissertation zu Rom sehr zufrieden. Hr. Prof. Zimmer schrieb mir bei dieser Gelegenheit: es thut uns Leid, daß unser ehemaliger Lehrer, gegen den wir so viele Hochachtung tragen, zu Ihrem unberufenen, und in dieser Sache ganz unkundigen Ankläger werden mußte.

Ich dozirte von 1792 und predigte im hohen Stifte St. Leodegar abwechselnd mit Hrn. Stadtpfarrer und Kommissar Keller; auch stund ich mit den HH. Professoren, wovon die meisten Exjesuiten waren, auf einem sehr freundschaftlichen, ja vertraulichen Fuß, als ich auf einmal von meinem Kloster zu Regensburg (das damals noch nicht aufgehoben war) nach Hause, und zwar „unter Vaterlandsverlust", berufen wurde, um die dortige Dompfarrei, die mein Kloster versah, zu übernehmen. Hr. Schultheiß Pfyffer von Heidègg, der mich ungern gehen ließ, trug im Rath darauf

an, mir Luzern zum Vaterland zu geben, und das Bürgerrecht der Stadt Luzern wurde mir einhellig ertheilt. Ich blieb also, und dozirte ruhig fort, bis unsere Revolution eintrat. Die sogenannten Patrioten wollten mich fortschicken; allein der Statthalter, der vor ein paar Jahren, als Kleinrath, zu meinem Bürgerrecht selbst zugestimmt hatte, bedeutete ihnen, was sie nicht zu wissen schienen, ich sei Bürger von Luzern, wie sie, den man also nicht so kurzweg fortjagen könne. Diese Leute glaubten, bei der neuen Ordnung der Dinge brauchte man keine Theologie. Man trug mir allerhand an, Krankenwärter zu sein, Mathematik vorzulesen rc. Ich erwiederte, zu jeder Arbeit bereit zu sein, welcher ich mich gewachsen fühlte. Endlich wurde ich zum Minister Stapfer gerufen, wo eben Tschokke gegenwärtig war. Der Bürger Minister sagte, ich sei als Professor wieder angestellt, aber ich müße die Theologie reformiren. Meine Antwort war: was sich in der katholischen Theologie reformiren läßt, habe ich schon lange reformirt; sollte aber noch ein Mehreres daran reformirt werden, müßten sie einen andern, als mich, dazu rufen. Nach einigem Wortwechsel mit Tschokke, dem ich unumwunden sagte: Sie, beide Herren, sind Protestanten! ich ersuche Sie, in das Katholische nichts hineinzureden; denn sie verstehen das Katholische nicht: sie sehen es für so dumm an, daß sie es

nicht der Mühe werth achten, selbes zu studiren. Ich habe den Protestantismus eben so durchstudirt, als die katholische Lehre. — Da folgte ein kleines Stillschweigen, worauf mir Minister Stapfer sagte: fahren Sie fort, zu doziren, wie sie es für gut finden; ich sehe, bei Ihnen ist die katholische Theologie in guten Händen; ich werde Sie unterstützen.

Ich predigte damals noch im Stifte St. Leodegar. Da mich aber Abbé Koch, als öffentlicher Ankläger, zweimal beim Direktorium als Feind der neuen Ordnung der Dinge anklagte, gab eine zugestoßene Unpäßlichkeit Anlaß, mir die Kanzel ferner zu verbeten. Man foderte von mir, ich sollte dem Volke die neue Ordnung der Dinge empfehlen; ich antwortete dem Agenten, der es mir überbrachte: wenn das Volk durch die neue Ordnung glücklich werden sollte, so wird es dieses Glück wohl selbst fühlen, ohne daß ich es ihm sage: würde es aber nicht glücklich, so möchte ich auf der Kanzel der Wahrheit den Lügner nicht machen. Ueberhaupt habe ich bei unserer damaligen Revolution durch meine Unklugheit, und weil ich nicht schweigen konnte, mich einige Mal einer großen Gefahr ausgesetzt.

Das revolutionäre Direktorium bei uns hob anfangs alle Klöster auf, und ich erhielt Befehl, den Habit auszuziehen. Ich war Theologus Nuntiaturæ, und folglich vom Pius VI. gekannt; ich

bat also um die Erlaubniß für mich und für meinen Bruder, den Habit abzulegen, und auch provisorisch um die Säkularisation, was ich auch sogleich erhielt, von welcher ich aber nur im äußersten Falle Gebrauch machen wollte. Nach einigen Jahren legte sich der Sturm, und die anderen Mitbrüder zogen ihre Habite wieder an. Ich wollte es auch thun, aber die Studien-Direktion sagte: ich wohne ja nicht im Kloster, und würde mich bei den Studenten lächerlich machen, wenn sie mich auf einmal in einem ungewohnten Kostume sehen würden. Der Rector Studii wandte sich also an die Kurie von Konstanz, und da wurde ausgemacht, ich sollte den Habit nicht anziehen, bis ich wieder, nach abgelegter Professur, im Kloster meine Wohnung nehmen würde. Allein gewisse Leute, um mich in eine Verlegenheit zu bringen, machten mit dem Auditor Cherubini, mit dem ich mich zerschlagen hatte, gemeinsame Sache; er drohte mir sogar mit dem Interdikt, freilich ohne Wissen des Hrn. Nuntius Testaferrata, der mich liebte; auch wollten sie mir die Erlaubnisse Pii VI. nicht gelten lassen. Ich war demnach im Gedränge zwischen der Studien-Direktion und der Konstanzer Kurie und zwischen Cherubini und den Seinigen. Da legte sich Dallberg ins Mittel, und begehrte für mich von Pius VII. eine neue Säkularisation. Da die Aufhebung des Klosters in ein Aussterben damals verwandelt war, wo ganz natür-

lich keine Subordination bestund, und jeder nur für sich sah, da mich meine Mitbrüder, gewisser Theilungen wegen, selbst nicht gern bei sich hatten, und mir Verdruß machten — den ich freilich christlicher übertragen und bleiben hätte sollen, indem ich dieses Institut liebte, wo man so viele Gelegenheit hatte, sich wissenschaftlich zu bilden — da bediente ich mich der neuen Säkularisation. Die Unordnungen im Kloster, durch ihre prekäre Existenz herbeigeführt, waren freilich groß, so, daß mir nachgehends Hr. Nunt. Testaferrata selbst sagte: wären Sie noch nicht von ihnen geschieden, so müßten Sie mirs heut sein. Nach einigen Jahren erhielt ich ein Kanonikat zu St. Leodegar.

Ich arbeitete unter den HH. Nuntius Gravina, Testaferrata, Zen, Mauhi und Nasalli und vorzüglich Ostini, der mich vertraulich liebte, die mich alle als Hausfreund behandelten. Pius VII. ließ mich zweimal fragen, mit was er mir Freude machen könnte? ich wollte nichts. Selbst, als ich sehr benöthiget war, wollte mir der freigebige Testaferrata Geld aufdringen; ich nahm niemals etwas an, damit man nicht sagen könnte, ich sei von Rom aus besoldet.

Da in Deutschland, wie in Frankreich, die christliche Religion nach und nach aufhören sollte (welches eigentlich der Zweck der Maurerei ist, wie ich es von Weishaupt weiß, den ich zu Ingolstadt bei Hrn. Hofrath und Prof. Jur. feud.

Schmid, bei dem ich logirte, kennen lernte) und man nach dem Rath des Mirabeau (pour faire la revolution, il faut commencer par décatholiser la France) die Katholiken erst zu Protestanten machen wollte, indem das übrige sich alsdann von selbst geben würde, verboten die protestantischen Fürsten den Katholiken, wovon ein großer Theil unter ihre Botmäßigkeit kam, allen Briefwechsel mit Rom, oder mit der Nuntiatur. Ich hatte einige kleine Schriften drucken lassen, woraus die noch redlichen, deutschen katholischen Geistlichen sahen, ich sei ein fester, alter Katholik, dem sie also trauen konnten. Sie schickten mir durch die Buchführer alle neu herausgekommenen Zeitschriften zu, und gemeiniglich fand ich Beilagen darin, die ich entweder gerade nach Rom senden, oder der Nuntiatur übergeben, oder aber ihre Geschäfte selbst besorgen mußte. Dieses verschafte mir, mit den schätzbarsten Männern Deutschlands, eine ausgebreitete Korrespondenz. Den Anfang machte der unschätzbare, und jedem biedern Katholiken unvergeßliche Hr. Prälat Ignatius Spekle von St. Peter im Schwarzwald, der mich auch einmal selbst besuchte. Dieser Mann hat für die katholische Kirche vieles gethan. Pius VII. liebte ihn, und da ich für ihn um ein Andenken von diesem heiligen Pabst bat, sendete er mir für ihn ein edles Geschenk zum Andenken, worüber er mir schrieb, er habe in seinem Leben noch keine größere

Freude gefühlt, besonders über das beigelegte eigne Handschreiben des Pabstes.

Als Bonaparte aus Rußland zurückzog, klagten mich einige, die ich nicht nennen will, zu Paris an, als stehe ich an der Spitze eines Komplotts, den Franzosen in die Flanke bei ihrem Rückzug zu fallen, wovon ich wahrlich kein Wort wußte. Der Gesandte Taleyrand erhielt Befehl, die Hand über mich zu schlagen. Wäre Vial noch Gesandter gewesen, wäre ich ohne Rettung verloren gewesen. Taleyrand hatte mich bei dem vormals regierenden Landammann der Schweiz, Hrn. Grimm von Wartenfels, kennen gelernt, bei dem ich mich 7 Wochen zu Solothurn in der Vakanz aufhielt, und der mein innigster Freund in der Welt war. Taleyrand, seine Frau und seine gottselige Frau Mama waren beinahe täglich bei uns: er schrieb nach Paris, das Ganze sei eine Erdichtung.

Beim Jubelfest der Protestanten, da sie es gar zu bunt machten, ließ ich, zur Vertheidigung der katholischen Kirche, einige kleine Schriften drucken, wodurch ich mir den Haß einiger Herren aus der Nachbarschaft, und der heimlichen Gesellschäftler zuzog, die dann mit gewissen Leuten gemeinsame Sache machten, mich vom Lehrstuhl zu entfernen; was sie aber erst ein paar Jahre nachher ausführen konnten, wo sie den Dr. Troxler gern als Professor anstellen wollten, aber eben

keine Vakatur war. Sie nahmen demnach mein schwaches Gehör zum Vorwand, und versetzten mich in den, freilich von mir niemals gesuchten, Ruhestand. Den Hrn. Widmer, Professor der Philosophie, stellten sie in der Theologie an, um einen Platz für Troxler zu haben. Mir war meine Entlassung ganz unerwartet, als ich sie vom Gassengeschwätz vernahm; erst nach drei oder vier Wochen erhielt ich die amtliche Anzeige davon. Es begegneten mir vier oder fünf Herren vom kleinen Rath, und wünschten mir ganz ernstlich Glück zu der Ruhe, die ich jetzt genießen könne. Meine Herren, sagte ich, ich hatte ja noch keine Ruhe begehrt: aber ihr machtet es, wie die guten Mütter, die ihre Kinderlein frühzeitig zu Bette thun, wenn sie schon selbst noch nicht wollen. Freilich wurde ich einigemal von meinen Freunden gewarnet, ich werde mir durch meine Schriften Verdrüßlichkeiten zuziehen. Ich erwiederte: meine Herren! ich frage euch, ob das wahr sei, was ich schreibe? — ja! — nun so bekümmere ich mich um alle Folgen nicht; wenn ich bei der Wahrheit bleibe, bleibe ich bei Gott, der die Wahrheit selbst ist, und dabei fürchte ich die ganze Welt nicht: wie dann von jeher mein Grundsatz war: bleibe fest auf der Wahrheit und Gerechtigkeit, und sei der Folgen wegen unbesorgt; die Folgen stehen in der Hand Gottes.

Im Anfang meines theologischen Kurses zu Luzern, da ich den alten Schulwust aus der Theologie ausmusterte, schalt man mich einen Neuerer. Als aber, durch die Revolution verleitet, die Leute in das andere Extreme übergiengen, schalt man mich einen alten Verfinsterer. Einige sagten sogar: ich hätte meine Grundsätze geändert, merkten aber nicht, daß sie mittlerweile die Ihrigen geändert hatten.

Ich war von der Professur der Theologie, mir nichts dir nichts entfernt. Die Ursache, die einer der damaligen Machthaber aus der Schule schwätzte, war: weil ich einen kirchlichen Geist unter unserer Geistlichkeit verbreite. Um diese Zeit schrieb mir mein unvergeßlicher Freund, Hr. Professor Zimmer von Landshut, der eben eine harte Krankheit überstanden: bisher, schrieb er, habe ich Theologie für Andere studirt; während der Krankheit habe ich angefangen, sie für mich zu studiren. Diesen Gedanken suchte ich auch an mir zu realisiren. Dabei kam es mir wohl zu statten, daß ich schon viele Jahre vorher angefangen hatte, meine aufbrausenden Leidenschaften, so gut es gieng, zu zügeln, besonders die aus der Eigenliebe entquielen, wie die Ueberschätzung seiner selbst, Ungeduld, Zorn 2c. Ich fieng in geringfügigen Dingen an, mich selbst zu meistern, und, mit aufrichtigem Gebete um Hilfe von oben, brachte ich es so weit, daß ich seit 30 bis 40

Jahren in keine übermäßige Ungeduld, viel weniger in einen Zorn ausbrach. Denn das weiß ich, wenn noch ungebrochene Leidenschaften im Herzen liegen, man die Religion nicht in ihrer Reinheit, sondern, in gar vielen Fällen, nur gleichsam durch einen trüben, oder gar falschen Spiegel anschaut.

Ich wollte demnach in mir etwas aufbauen: aber da sagte mir der hl. Augustin: wenn du bauen willst, so denke vor Allem an das Fundament, das um so tiefer muß gegraben werden, je höher du hinauf willst; und dieses Fundament ist die Demuth. Ich erinnerte mich gar wohl, wie ich in meinem Leben so viele Arbeiten anfieng, die nicht geriethen, und wenn ich nachdachte, fand ich, daß ich das Ding aus mir habe machen wollen, ohne vorher denjenigen darum zu begrüßen, der mir sagt: Ich bin das Licht der Welt. Sonach machte ich es mir zum Gesetz, kein Wort mehr zu schreiben, ehe ich Jesus Christus um Hilfe angerufen habe. Ich stellte also ein etwas größeres Bildniß meines Heilandes auf meinen Schreibtisch, welches, wenn ich etwas zu bearbeiten hatte, mich daran erinnerte, daß ich Ihm rief: Lieber Herr! ich sollte da etwas machen; aber leer ist mein Kopf, kein vernünftiger Gedanke fällt mir ein. Lieber Erlöser! Diktire, damit ich ja nichts Ungeschicktes gegen dich und deine heilige Kirche schreibe. Wenn ich dann mitten in der Arbeit wieder stecken blieb, die Feder nieder-

legte, und auffah, da stund das Bildniß Jesu vor mir, und erinnerte mich, daß ich ihm sagte: Sieh, lieber Herr! was ich für ein elender Mensch bin; ich stehe schon wieder am Berge; hilf! — da gieng es wieder.

Deßwegen nahm ich auch von den Verlegern meiner Schriften keine Gratifikation. Ich halte mich an das Evangelium, und da ist mir jedes Wort Jesu von einer unendlichen Bedeutung; und er sagt: gratis accepistis, gratis date.

Aber, lieber Herr! da ich Ihnen dieses so herschreibe, könnten Sie denken, wie gut ich sei; und da würden Sie sich gar sehr betrügen. Ich habe zwar alles dieses mit der Gnade Gottes angefangen, aber von Allem ist nichts rein. Ich war in meiner ersten Jugend ein sehr leidenschaftlicher Mensch, besonders beherrschte mich der Egoismus, die Ruhmsucht, Begierde zu gefallen. Und wenn ich gleich in meiner Erziehung angewiesen wurde, Alles auf Gott zu beziehen, so stund dennoch Gott in meinem Gemüthe nur im Hintergrund, und die stärkste Triebfeder war eitles Lob und Ruhmbegierde, daß auch das Gute, so ich that, böse wurde. Später sah ich freilich ein, was ich lange nicht begreifen konnte, was der hl. Augustin von den Heiden sagt, daß ihre Tugenden splendida vitia waren. Auch meine vermeinten Tugenden waren größten Theils nur, aus der Eigenliebe hervorgegangene, splendida vitia. Jetzt

wehre ich mich wohl dagegen, aber da das vitium quasi pro natura inolevit, so muß ich wahrlich einen harten Kampf mit dem vielen Bösen, das ich zum Theil selbst in mir eingepflanzt habe, bestehen.

Ich mußte aus Auftrag Pius VII. ein paarmal etwas bearbeiten, und Er, wie auch Einer seiner Nachfolger, wollten mich dafür belohnen. Ich verbat mirs, und begehrte nur ihren Segen: allein auch dieses war nicht rein, indem die Erhaltung eines uneigennützigen Charakters und einer gewissen Unabhängigkeit mit im Spiele waren.

Was mir, besonders in jüngeren Jahren, wenigstens negativ, nützlich war, das sind Mißgunst und ein gewisser Neid. Ich hatte allerhand gelernt, und konnte dadurch vielen Leuten, besonders auch aus den höhern Ständen, hie und da Dienste leisten, die mich als Freund behandelten. Gewisse Leute, die sich dadurch zurückgesetzt glaubten, gaben auf alle meine Schritte Acht. Ich wußte es, und das machte mich behutsam, daß ich mich, wenigstens von größeren Thorheiten, enthielt; freilich schon wieder nicht aus reiner Tugend, sondern sogar aus einer kleinen Bosheit; ich wollte diesen Leuten die Freude nicht gönnen, ihre Absichten gegen mich zu erreichen. Im reifern Alter dankte ich Gott, daß er mich durch diese Leute im Zaume hielt, damit ich nicht schlechter wurde, als ich es ohne sie vielleicht geworden wäre.

Freilich werde ich noch wirklich beaufsichtigt, und bei dem jüngsten Gewirr im Juli und August sagten mir meine Nachbarsleute, daß einige Spione beständig um mein Haus herumgiengen, und aufhorchten, ob sie nichts zu hinterbringen hätten, indem diejenigen, die zu mir kommen, meines üblen Gehöres wegen, ziemlich laut sprechen müßen. Aber entweder haben sie gar nichts., oder nichts erhebliches vernommen; wie ich mich aber bei diesen Wirren niemals in einen Verein einlasse, sondern, was ich von all diesem revolutionären Wesen denke, öffentlich in die Welt hinaus, mit Beisetzung meines Namens, schreibe.

Ich sehe unsere Wirren für ein Theaterstück an, das mich beinahe aneckelt. Vor dem Jahre 1798 stunden die großen Perüken auf der Bühne; aber in diesem Jahre mußten sie abtreten. Auf sie kamen die Leute des Direktoriums mit ihren dreifarbigen Federbüschen und Bauch= oder Armschlingen. Der sogenannte Steckleinkrieg jagte sie von der Bühne herab. Dann kam ein kleiner Zwischenakt, wo Reding an der Spitze stand, der aber sehr kurz dauerte, indem uns Bonaparte mit seiner Mediationsakte andere Leute auf die Bühne sendete, die aber im Jahre 1814 oder 15 ebenfalls abtreten, und denjenigen Platz machen mußten, die von 1815 bis 1830 ihre Rolle spielten, und im Jahre 1830 die Bühne den jetzigen Machthabern überließen. Wenn ich meinen Blick

zu der göttlichen Vorsehung nach oben richte, so kömmt mir das Ding da unten so klein vor, daß ich mich damit gar nicht abgeben möchte.

II.

Einzelne gelegenheitliche Gedanken.

Ich wurde vor einigen Jahren vor eine hohe Magistratsperson berufen, die mir im Namen der Regierung befahl, nichts mehr gegen die Protestanten zu schreiben, damit ich den religiösen Landsfrieden nicht verletze. Meine Antwort war: die hohe Regierung möchte sich nur verwenden, daß man auch von protestantischer Seite nicht mit Schmähungen, Unwahrheiten und Lästerungen gegen unsere Kirche, Pabst und Geistlichkeit zu Felde ziehe, wie es in vielen Schriften und Predigten bei ihrem Jubelfest geschah, und noch im Schweizerboten, in der Appenzeller=, und andern Zeitungen geschieht. Ich halte es für Pflicht, meine angegriffene Kirche nach Kräften zu vertheidigen, damit die Klage des Herrn nicht auch mich trefe, wo Er von den Propheten des alten Bundes sprach, daß sie stumme Hunde seien, die nicht bellen, wo sie Laut geben sollen. Und die

Sache ruhete; man sagte, ich sei ein alter unverbesserlicher Murrkopf.

* * *

Einst fragte mich ein Herr, ob ich denn im Ernst glauben könne, Gott habe eigens eine Hölle gebaut? Nein, erwiederte ich; aber die Menschen waren, und sind so eigensinnig, daß sie sich selber, Gott zum Trotz, eine erbauen.

* * *

Warum handeln oft, auch witzige Menschen, so ungeschickt, und sehen die Thorheit, die sie begehen, nicht, daß man glauben sollte, sie seien blind? — Weil sie die Sache aus sich selber machen wollen, und zu stolz sind, denjenigen um Erleuchtung zu bitten, der von sich selber sagt: ich bin das Licht der Welt.

* * *

Ich wünschte, alle katholischen Schriftsteller, wenn sie die Kirche nennen, möchten dazu setzen: die katholische A l l e i n s e l i g m a c h e n d e Kirche. Ich glaube, man könnte Ein und den Anderen Irrglaubigen, durch diesen ewigen Ruf, die Ohren aufsprengen, damit er sich vielleicht nur aus Verdruß — über die Wahrheit dieses Satzes aufklären ließe. Man ist nur deßwegen nicht katholisch, weil man das Katholische nicht kennt.

* * *

Warum bringen unsere vielen Predigten so wenig Nutzen? — Weil man zu viel von Moral

und zu wenig vom Dogma predigt. Die Leute sind zu wenig im Dogma unterrichtet; wenn das Dogma sie nicht besser macht, so wird sie das bodenlose Geschwätz über Moral niemals besser machen.

* * *

Was ist für ein Unterschied zwischen den bezahlten Professoren, und den Jesuiten? — Wie zwischen zwei Spitälern, wo in Einem bezahlte Wärter die Kranken besorgen, im Andern die Spitalschwestern. Die Einen leisten niemals um Geld, was die Andern aus Antrieb der Religion leisten.

* * *

Es ist wunderbar, daß gelehrte Protestanten die Widersprüche in ihrem Systeme nicht merken:

1. Sie erkennen mit uns, Christus habe uns Gesetze und Institutionen übergeben — diese liegen also objektiv vor uns da. Da sie aber die Auslegung eines jeden Ansichten überlassen, machen sie selbe subjektiv — lösen also das Objektive gänzlich auf, wo demnach eben dieses Objektive in den verschiedenen Ansichten sich verflüchtigen muß.

2. Aus dem nämlichen Grundsatz müßen sie alle möglichen Sekten dulden — selbst das Heidenthum, weil alle Sekten, selbst die Heiden, nach ihren Ansichten handeln.

3. Sie haben Geheimnisse weggeworfen, z. B. die Gegenwart Christi in der Eucharistie, weil es

für ihre Vernunft anstößig war. Nun ist ja die Dreieinigkeit, und die Gottheit Jesu Christi eben so, und gewiß noch mehr anstößig gegen unsere Vernunft; so ist es demnach höchst inkonsequent, ein Unbegreiflicheres beibehalten und ein mehr Begreifliches wegwerfen. Wollen sie aber behaupten, die Dreinigkeit sei deutlicher ausgedrückt in der Bibel, als das Geheimniß der Gegenwart Christi in der Eucharistie, so betrügen sie sich selbst: denn nichts ist deutlicher, als: ich gebe euch da meinen Leib und mein Blut; und Christus bestimmt noch selbst, er gebe ihnen den nämlichen Leib, den er für sie geben, das nämliche Blut, so für Vergebung ihrer Sünden fließen wird. So deutlich ist das Geheimniß der Dreieinigkeit nicht ausgedrückt.

4. Nach obigem Grundsatz, wenn ich ein Geheimniß nicht annehme, weil es meiner Vernunft unbegreiflich ist, muß ich alle Geheimnisse verwerfen, indem sie alle mir unbegreiflich sind, wie der Deist ganz konsequent sagt. Nun ist aber Gott selbst das unbegreiflichste Geheimniß; so nimmt also, nach dem nämlichen Grundsatz, der Atheist, wieder sehr konsequent, gar keinen Gott an. Der Grundsatz aber, aus welchem die gröbste Ungereimtheit nothwendig folgt, muß nothwendig ein falscher Grundsatz sein.

5. Die Protestanten werfen uns vor, wir sprechen ihnen die Seligkeit ab (was wir aber nicht thun, wenigstens nicht unbedingt): sie aber

müßen uns und allen ihren Voreltern die Seligkeit absprechen, weil sie uns der Abgötterei zeihen. Wollen sie uns aber die Seligkeit nicht absprechen, so müßen sie behaupten, die Abgötterei schließe nicht von der Seligkeit aus, und alle Abgötterer werden selig, wie es auch Zwingli von Numa Herkules, Theseus rc. aussprach, welches, im Vorbeigehen zu sagen, das Christenthum überflüssig macht; oder sie müßen bekennen, daß die Beschuldigung, als wären wir Abgötterer, nichts als ein nichtsbedeutender Vorwurf, oder eine Verläumdung sei *).

6. Sie sagen von uns Katholiken, wir wären gegen sie in der Aufklärung weit zurück; sie seien gar erstaunlich gelehrt, wir aber seien, vorzüglich

---

*) Wollen sie uns die Seligkeit nicht absprechen, so ist es Indifferentismus, eigentlich Gotteslästerung, eben als wenn man sagen wollte: Gott hat an der Abgötterei eben das Wohlgefallen, als an der wahren Gläubigkeit; und dann sehe ich nicht ein, warum die abgöttischen Heiden nicht eben so wie wir selig werden konnten. Und konnten sie das, warum sollten sie dann Christen werden? Es gibt keinen Mittelweg; entweder müßen sie sagen: wir seien keine Abgötterer, und sie seien bisher Verläumder gewesen, oder sie müßen uns die Seligkeit absprechen, und ihre Väter, die vor Luther lebten, alle verdammen, sammt der ganzen Christenheit vor und nach Luther, so wie die ganze griechische Kirche, welche, wie wir, das hl. Sakrament anbeten, und die Heiligen anrufen.

in der Religion, wahre Dummköpfe. So sind also ihre Sektenstifter von Dummköpfen belehrt worden; so war also Erasmus roterodamus, den selbst die Sektenstifter als den gelehrtesten Mann ihrer Zeit gepriesen haben, und der standhaft katholisch blieb, ein Dummkopf. Ich wünschte, die Protestanten möchten uns jene hochgelehrten Männer ihrer Sekte aufzählen, gegen die ein Bossuet, ein Fenelon, ein Karl Borromäus, ein Kardinal du Perron, ein Benedikt XIV., ein Franz von Sales, ein Muratori, ein Mabillon, die Mauriner, ein Schlegel, ein Stollberg, ein Sailer, ein Sambuga, ein H. v. Haller ꝛc. ꝛc. Dummköpfe sind. Selbst der große Leibnitz, von dem es bekannt ist, daß vielleicht mehr als 300 Jahre kein größeres Genie auf der Welt war, müßte mit einem Male ein Dummkopf geworden sein, sobald er sich in seiner Theologia für den katholischen Glauben ausgesprochen hat. Auch ist es nicht gar höflich, so viele große katholische Monarchen — und gerade von den Sachsen, die sich selbst eben als die weisesten am meisten rühmen, ihren erhabenen König unter die Dummköpfe zu zählen.

7. Was wir Katholiken glauben, liegt im Concilio Tridentino, und im Catechismo romano der ganzen Welt vor Augen; wir erfüllen also den Befehl: ore autem confessio fit *ad salutem.* Nun ist es gewiß, daß die Protestanten dieses

nicht thun können, indem sie in dem, was sie glauben sollen, ganz und gar nicht mehr zusammenstimmen.

8. Die Religion, die uns Jesus gegeben, ist eine bestimmte Vorschrift: Menschen also, die daran etwas ändern, vergreifen sich gegen Gott selbst. Nun können die Protestanten ihre ewigen Abänderungen nicht läugnen: sie suchen also diese Sünde durch eine noch weit größere zu bemänteln, indem sie sagen, man müße das, was uns Jesus Christus vorgeschrieben, beständig perfektioniren. Welcher Frevel!! Menschen wollen das Werk Gottes verbessern!!

9. Eben so, als die Protestanten keine organisirte Kirche mit all ihren Disputationen, Vereinigungs-Versuchen, Konkordienformeln und Toleranzversuchen rc. zusammenbrachten, und nach ihrem Privatgeist auch ewig keine zusammenbringen konnten, sind sie auf den Einfall gerathen, eine unsichtbare Kirche zu erdichten, in welcher der Unrath aller möglichen Irrthümer zusammenfliessen, und eine Einheit (!!) machen sollte.

10. Eine unsichtbare Kirche ist das lächerlichste Ding von der Welt; sind denn ihre Pastoren und Vorsteher der Kirche unsichtbar? ist es die Lehre selbst? ist es die Bibel, als ihr einziges Gesetzbuch? sind es die Leute selbst? sind es ihre Tempel? ist

es ihre Taufe? ist es ihr Abendmahl? Freilich fängt der Protestantismus an, unsichtbar zu werden: die Zuhörer bei der Predigt verschwinden; Lehre — wissen sie nicht mehr, was für eine sie haben, indem sie selbe in keinen Symbolen mehr auszudrücken wissen; Taufe und Abendmahl fangen an, bei ihnen leere Zeremonien zu werden; und selbst das so sehr vervielfältigte sichtbare Buch der Bibel fängt an, seinem inneren Gehalt nach, unsichtbar zu werden, weil es nichts anderes enthalten soll, als Mythen und orientalische Redensarten, die für uns keinen Sinn mehr haben. So sichtbar die protestantische sogenannte Kirche war, wie wir Katholiken ihre Sichtbarkeit zu Genüge erfahren haben (eine unsichtbare hätte uns wahrlich nicht so viel Unheil zufügen können), so unsichtbar fängt sie erst jetzt an, zu werden: indem von allem dem, was sie seither war, beinahe nichts mehr übrig bleibt, als der sichtbare Haß gegen die Katholiken.

11. An der Geistlichkeit und den geistlichen Gütern hat sich noch niemand ungestraft vergriffen. Die Geistlichen sind Diener Jesu Christi: kein Herr läßt seinen Diener ungestraft hudeln. Die geistlichen Güter gehören Jesu Christo, die Kirche bewahrt sie, die Geistlichen sind Nutznießer davon: man raubt sie also Jesu Christo, der alsdann seinen Segen ihnen entzieht. Sind die Fürsten jetzt reicher geworden bei Einziehung derselben?

sind die Bauern reicher geworden, seit sie keinen Zehent mehr geben? *)

* * *

Die ersten, welche sich gegen die Geistlichen vergriffen, waren die griechischen Kaiser. Sie sind von der Erde vertilgt, und ihre Völker sind noch Sklaven der Türken. Dann kamen die Kaiser Friderici; auch ihr Stamm ward vertilgt, und der letzte aus demselben, Conradin, wurde enthauptet. Später fieng die Republik Venedig an, den Pabst und die Geistlichkeit zu plagen, und diese schöne Republik ist zernichtet, ist Unterthan von Oesterreich. Nach Venedig fieng Frankreich, Spanien und Portugal an — wie viel Kummer machten sie den Päbsten, nur der Jesuiten wegen? Aber wie ergieng es ihnen? wie ergeht es ihnen noch? Dann kam Bonaparte; alles glückte ihm, bis er den Gesalbten des Herrn angriff: die ganze Welt zitterte vor ihm, und — die zwei Schwächern, Engländer und Preußen — ohne Rußland und

---

*) Man mache mir keinen Vorwurf, daß die protestantischen Regierungen durch die Einziehung der geistlichen Güter reicher geworden, z. B. Zürich und Bern. Die Kantone Freiburg, Solothurn, und Luzern, sind seit 300 Jahren bis auf die Revolution, ohne diese Einziehung auch reicher geworden, eine jede hatte einen Schatz, ohne Schulden, und hatten noch im Falle der äußersten Noth einen schönen Nothpfenning an ihren Kirchenschätzen und geistlichen Stiftungen, den die Protestanten nicht mehr hatten.

Oesterreich machten ihm bei Watterloo den Garaus. Wende ich mich auf Luzern, so hat schon die Junkerregierung mit ihren juribus circa sacra angefangen, die Geistlichkeit zu plagen, und — sie wurde weggeworfen. Darauf kam das Direktorium, das alles Geistliche verschlang, weßwegen es auch schnell, wie eine Seifenblase, verschwand. Auf dieses kam die Mediations-Regierung, welche das antikatholische Konkordat durch Müller, Dallberg und Wessenberg schloß. Dallbergs königliche Hoheit ward zu nichts. Wessenbergs Hoffnungen sind zu Wasser. Müller starb versenkt in ungeheure Schulden, und die Regierung selbst wurde Anno 1814 entsetzt. Und wie geht es der jetzigen Regierung, die auf dem Pfad der vorigen fortfährt? Oeffentlich von Troxler und Buholzer insultirt, ohne daß sie sich Recht verschaffen kann; unter sich uneins; in den Zeitungen gebrandmarkt; von den Bürgern gehaßt, hat sie einen Unfall, eine Sottise um die andere zu bekämpfen, et non transibit gladius de domo ejus.

Man entgegne mir nicht: Warum treffen die Unglücke nur die katholischen Länder, Frankreich, Spanien ꝛc., und das katholische Luzern? — So wie Gott im alten Bunde die Völker, die nicht zum Reiche Gottes gehörten, ruhig ließ, während er sein Volk, wenn es ausartete, empfindlich strafte, weil er wenigstens Ein Volk, als Volk Gottes haben will, so straft er auch sein katholi-

sches Volk empfindlich, wenn es ausarten will, um es durch die Zuchtruthe wieder zum Gehorsam zurückzubringen; so wie jeder Vater, nicht die Kinder Anderer, sondern seine Eigenen in der Zucht hält.

* * *

Durch die Auseinanderreißung aller Gewalten haben die philosophischen Weltstürmer die unverzeihlichste Sünde begangen, gegen das Volk und gegen den Fürsten, dem man gerade den wichtigsten Charakter abgenommen; denn das erste Recht, und die erste Pflicht des Fürsten ist, Gerechtigkeit einem Jeden zuzutheilen, das er am besten kann, weil er ohne Verwandtschaft, ohne Furcht, von Allen unabhängig, gerade allein unparteiisch das Recht sprechen kann.

* * *

Das Volk, das vorher vom Fürsten beinahe ganz unentgeltlich Recht erhielt, muß jetzt besondere Richter erhalten, und die langen und kostspieligen Umtriebe der Advokaten bezahlen; manchmal alle Stuffen der Gerichte durchlaufen, Zeit versäumen, und gelangt zuletzt oft doch nicht zu seinem Rechte, bei Richtern, die oft die Rechte selbst nicht verstehen, und muß noch immer die Bestechlichkeit der Richter fürchten, das beim Fürsten niemals zu fürchten war.

* * *

Es ist beinahe lächerlich, wenn man von Restauration spricht, und nicht sieht, daß man gerade

die jakobinischen Grundsätze stehen ließ. Man hat alle Gewalten auseinander gerissen. Wenn jetzt der Fürst, König, oder was immer für eine Regierung insultirt wird, muß er seinen Prokurator schicken, den schlechten Menschen vor das unabhängige Gericht zitiren, und mit demselben in die Schranken stehen. Die Liberalen, die unablässig ihr System bearbeiten, sind schon so witzig, in die Gerichte lauter, oder doch den größeren Theil der Ihrigen hineinzuschwärzen, und sind dann ihres Sieges immer gewiß. Entweder heißt es, das Faktum sei nicht hinlänglich bewiesen, oder aber, wenn es nicht zu läugnen ist, findet ein Rabulist immer einige entschuldigende, die Sache verringernde Ursachen, und der Verbrecher læsæ Majestatis wird entweder gänzlich losgesprochen, oder auf ein paar Jahr in Verhaft genommen, aus welchem ihn seine Freunde bald wieder zu befreien wissen; und der gekränkte Fürst wird — vom Advokaten des Verbrechers noch bei Gericht mißhandelt — mit Schande abgewiesen. Was wir in Frankreich erst kürzlich, und bei uns an Troxler und Buholzer gesehen haben.

* * *

Die Kirche ist die Braut Christi, bei welcher er ewig verbleibt. Wenn ich also Jesum Christum finden will, muß ich ihn bei seiner Braut, der Kirche, suchen. Die Kirche finde ich nur da, wo sie Christus hingestellt hat. Er hat sie aber auf

den Felsen hingestellt; und der Felsen ist Petrus und seine Nachfolger, die Päpste. Ohne Papst finde ich also die Braut, die Kirche, nicht: ohne Kirche finde ich den Bräutigam, Christus, nicht; und ohne Christus finde ich Gott nicht, außer ich mache mir selbst einen beliebigen Gott, wie sich alle, die nicht Christen sind, selbst Einen, oder mehrere Götter schufen. Gott offenbart sich nur durch Christus in seiner auf den Felsen gegründeten Kirche.

* * *

Ich glaube, es sei noch niemand eingefallen, zu Gunsten des Staatsguts eine Stiftung zu machen. Zum Glücke ist es auch nicht wahr, was behauptet wird: die alten Schweizer haben das Kirchengut für Staatsgut angesehen. Als ein Gut, das im Staat liegt, haben sie es wohl angesehen, und haben gesorgt, daß es nicht verschleudert werde, so wie der Staat sorgt, daß die Güter jedes Privaten nicht außer Landes kommen: aber als Staatsgut haben sie es niemals angesehen, sonst wären ja die frommen und religiösen Schweizer ärger gewesen, als die Heiden, denen die Güter ihrer Tempel heilige Güter waren, an welche nur die verworfensten Tyrannen sich vergriffen. Bei den Juden war es eben so (vide Heliodorus). Bei den Christen waren die Kirchengüter heilig, bis die Revolution des sechszehnten Jahrhunderts, wo man das Göttliche menschlich machte, den abgefallenen

armen Fürsten Gelegenheit gab, durch die Kirchengüter bei ihren Verschwendungen sich zu erholen. Dann kam die atheistische, wohlorganisirte, französische Räuberbande, plünderte ganz Europa aus, beraubte in Deutschland alles, und erlaubte den unterthänigsten Fürsten, die Reste des Kirchenguts, das man gegen sie versteckt hatte, und das sie nicht finden konnten, ebenfalls zu plündern, wie man den Bettlern erlaubt, die zurückgebliebenen Aehren aufzulesen. In diesem Sinne ist das Kirchengut freilich Staatsgut geworden, wie die Schätze und Zeughäuser der Schweizer französisches Staatsgut geworden sind.

* *
*

Joseph der zweite war der erste, der sich von den Freimaurern gänglen ließ, Hand an die Kirchengüter zu legen; aber er mußte die dadurch gewonnenen paar Millionen durch den Niederländer- und den Türkenkrieg theuer bezahlen, die ihn ein paar hundert Millionen dafür kosteten. Ist Bayern durch die Kirchengüter reicher geworden? Es gibt Leute, die so eifrig anrathen, die Klöster und andere Stiftungen aufzuheben, und ihre Güter dem Staat zuzuwenden, weil sie schon zum voraus versichert sind, durch ihre Faktion als Kommissäre der Aufhebung aufgestellt zu werden, wo sie dann ihre Schulden bezahlen, oder sich sonst bereichern könnten, wie es vorzüglich letzthin in Bayern

geschah, wo der König blutarm blieb, und die Aufhebungs-Kommissäre alle schnell reich wurden.

* * *

Wer der Kirche entweder per testamentum oder per donationem etwas vermacht, und zwar legaliter, der setzt ja legaliter die Kirche als legitimen Besitzer ein. Nun ist ja der Fürst deßwegen da, jeden Besitzer bei seinem Besitzthum zu schirmen; aber nicht zu sagen: das gehört mein! Sobald man sagt: dieses kann man zu etwas Besserem verwenden, beleidigt man den Willen des Testators, und die Willkühr tritt auf, weil einer dieß, der andere das für besser hält. Das Bessere, ja Beste ist, daß jeder, wenn er kein Gesetz verletzt, mit seinem Gut disponire.

* * *

Kaiser und Könige haben der Kirche viele Schätze verehrt, und haben — besonders in den mittlern Jahrhunderten — ungemeine Flüche über diejenigen ausgesprochen, welche, diese Güter der Kirche zu entreißen, sich erkühnen würden, wovon uns noch viele Stiftungs-Urkunden übergeblieben sind. Wenn sie diese Güter, als Staatsgut, angesehen, warum haben sie es denn nicht in ihrem Staatsseckel behalten? Wann haben sie denn das Eigenthumsrecht der Kirche abgetreten? Jede Gesellschaft in einem Staat, wenn sie gesetzmäßig zusammentritt, und Gelder zusammenschießt, bleibt Eigenthümerin dieser Gelder, und der Regent

hat die Pflicht, sie bei diesem Eigenthumsrecht zu schützen: vergreift er sich an diesen Geldern, so ist er ein Räuber, wie jeder andere Straßenräuber; nun ist ja die Kirche wirklich eine solche Gesellschaft, die gesetzmäßigste von allen. Freilich machte man im 16ten Jahrhundert die Kirchengüter zu Staatsgütern; allein das war eine Revolution, wo alle Rechte mit Füßen getreten wurden; was dann auch unsere wirklichen Revolutionsmänner wieder erneuern möchten, die immer das Gesetz im Munde führen, und selbst kein Gesetz halten.

Diejenigen, welche Kirchengüter stifteten, gaben eben darum allen einzelnen Bürgern des Staats, die sich für eine Pfrund tauglich machen wollten, das Recht der Nutznießung dieser Güter, und zwar mit Einstimmung der Gesetze. Wenn demnach der Fürst diese Güter dem Staat zuwenden wollte, müßte er nothwendig allen Bürgern (die doch mit ihm den Staat ausmachen) ihre gesetzmäßigen Rechte entreißen, — Despot, Tyrann sein.

* * *

Die Revolutionsmänner sehen alle Mönche, vorzüglich die Jesuiten, als ihre Todfeinde an, und in allen ihren Schriften, die Jesuiten mögen sich hineinreimen oder nicht, stellen sie sich gegen selbe zur Gegenwehr. Mich wundert es, daß sich die Fürsten der Jesuiten nicht bedienen, die Revolutionsmänner damit auszureuten?

* * *

Ultramontanismus ist eine wahre Pest in der katholischen Kirche; aber nur — wenn ich zu Rom sitze, und dieses ausspreche.

Die Protestanten stellen den hirnlosen Satz auf: Christus habe schon für uns Genugthuung geleistet (satisfecit). Also müßen (und können, wie sie sagen) wir keine Satisfaktion leisten. — Was ist die Sünde? A. Ungehorsam, Unabhängigkeits-Sinn gegen Gott. Wie kann ihm Genugthuung geleistet werden? A. Durch den vollkommensten Gehorsam. Diesen konnten wir, als durchaus Verderbte, nicht leisten: der Sohn Gottes leistete ihn; das war ja die Satisfaktion — also müßen wir — nach den Protestanten — Gott nicht mehr gehorsam sein!! Hat uns denn Christus nicht eben deßwegen das ewige, göttliche Leben wieder zuwegengebracht (wer mein Fleisch ißt rc., der ist in mir und ich in ihm, und Ich will ihn zum ewigen Leben erwecken)? Warum denn, als daß auch wir wieder gehorsamen, und eben darum Satisfaktion leisten können? Dazu gehört aber von Seite unser, Gebet, Enthaltsamkeit, Allmosen, als Mittel, die Gnade zu erlangen, gehorsamen zu können. Die opera satisfactoria sind nothwendig, unsern Sinnlichkeitsaufruhr zu bezähmen, weil wir ohne dieses niemals vollkommen gehorsamen (satisfacere) werden. Diese opera also sind gute Werke, und sind nothwendig, weil sie die media sine quibus non sind.

In Gott ist eine unendliche Zeugungskraft, das wohl niemand läugnen wird, weil diese die Wurzel aller Realität ist. Nun ist in Gott nichts per modum potentiæ et actus, sondern was in potentia ist, steht schon actu da. Z. B. Ich kann rechnen; aber jetzt rechne ich nicht, die Rechenkunst ist in mir per modum potentiæ. Zu seiner Zeit rechne ich, und da geht die Rechnungskunst in actum über, was eine Zeit fodert, die in Gott nicht ist. Also muß die unendliche Zeugungskraft actu da sein, und diese ist ja der Sohn. Aber dieser Unendliche Gezeugte geht aus Gott hervor in einer Unendlichen Bedeutung, als Unterlage des Begriffes, was der innere Sinn, der Geist des Gezeugten ist. Wir hätten demnach den Unendlichen Zeugenden; den Unendlichen Gezeugten, als Prinzip alles Seins; und den unendlichen Geist, inneren Sinn, als Prinzip alles Denkens.

* *
*

Frage: Kann ich in Vertheidigung der Kirchengüter mit den Kanonikern zu Zürich causam communem machen?

Antw.: Nein! 1. Die Stiftungen sind gemacht, damit die Canonici die horas canonicas singen, oder beten, und für die Stifter Messe lesen. Atqui das thun wir katholische Canonici; wir erfüllen die Conditionem, also haben wir rechtlichen Anspruch auf das Conditionatum, nämlich auf den Stiftungs-Fond. Die protestantischen Canonici

hingegen erfüllen keine einzige Bedingniß, unter welcher die Fundatores ihr Vermögen zum Genuß hergegeben; mit welchem Rechte dürften sie auf das Conditionatum einen Anspruch machen?

2. Die Fundatores haben ihr Vermögen Christo in seiner Kirche geweiht. Dieses Vermögen ist sonach Eigenthum Christi geworden. Christus hat den Papst und die Bischöfe als Verwalter und Ausspender nicht nur seiner innerlichen Gnaden aufgestellt, sondern auch aller jener äußerlichen Mittel, ohne welche eine sichtbare Kirche nicht erhalten werden kann. Diese Verwalter haben also die Pflicht, nachdrücklich zu sorgen, damit das Eigenthum Christi unversehrt erhalten werde; und wenn äußere Gewalt dagegen angewendet wird, mit dem heil. Ambrosius zu sagen: Non cedam! sed si vis adhibeatur, non habeo, quod opponam, nisi preces et lacrimas. Da wird Christus selbst richten; woher auch das Sprichwort kömmt: Geistlich Gut thut niemals in weltlichen Händen gut. Es verlauft sich, und nimmt das weltliche Gut auch mit.

Die protestantischen Geistlichen haben gleich im Anfange ihrer sogenannten Reformation die geistlichen Güter den weltlichen Regierungen übergeben, die dann selbe per fas oder nefas verwendeten. Was aber damals den Regierungen, nach den Ansichten der damaligen Geistlichen selbst, zustund, muß auch den gegenwärtigen per fas, oder nefas zugestanden werden. Ergo, cum in

principiis divergamus, causa communis esse nequit.

* *
*

Der lächerliche Satz der Protestanten: Christus sei mit seiner Menschheit im Himmel, also könne er nicht im heil. Sakramente sein.

Christus ist, nach dem heil. Paulus, jener Gott, durch den Himmel und Erde gemacht sind. Nun sagt er, daß wir in diesem nämlichen Gott sind, leben und uns bewegen. Wie weit ist er jetzt von uns entfernt??? O ihr mechanischen Leute, was für einen Himmel, und was für einen örtlichen Gott machet ihr euch?? Wir sind in Gott, und wenn wir uns mit ihm harmonisch setzen, sind wir ja schon in diesem Leben im Himmel; setzen wir uns aber in Opposition mit ihm, so sind wir schon in diesem Leben in der Hölle; nur mit dem Unterschiede, daß wir diesen Himmel und diese Hölle jetzt nur in speculo, et ænigmate sehen und fühlen, und uns noch umwenden können: nach abgeworfener Hülle aber facie ad faciem beide sehen und fühlen werden, und uns nicht mehr umwenden können, indem wir nach geendeter Zeit sein werden, wie wir sind.

* *
*

Die Reformation ist die Mutter der gegenwärtigen Revolutionen; und ich hoffe, wenn die Revolution unterdrückt soll werden, so muß auch die Reformation mit ihr zerstört werden.

Die Hauptgrundsätze der Reformation sind:

1. Du sollst in Ansehung des Glaubens keine menschliche Authorität erkennen.

2. Du sollst selbst in der Bibel forschen, und annehmen, was dir deine Vernunft sagt.

3. In der Kirche (setzte Calvin, und auch Zwingli dazu) besteht eine vollkommne Gleichheit.

Der erste und dritte Satz sind einseitig, und haben eben darum auf einer Seite einen Schein der Wahrheit. Der zweite Satz schmeichelt dem Stolze des Menschen: indem ein jeder Dummkopf sich für vernünftig hält: aber auch, philosophisch betrachtet, zerstört er schon allen möglichen Glauben.

* * *

Spricht Jemand von einem Vernunftglauben, so weiß er nicht, was er spricht. Die Vernunft in Untersuchung einer Sache nimmt die Gründe aus sich selber, wiegt sie ab, und sind sie offenbar überweisend, so entsteht für die Vernunft ein Wissen: geben die Gründe nur eine Muthmaßung, Wahrscheinlichkeit, so entsteht für sie ein Meinen: sind die Gründe nur ganz unbedeutend, so könnte für die Vernunft nur ein Wahn hervorgehen. Glauben ist nicht die Sache der Vernunft, sondern des Willens. Der Glaube hat nur statt bei einer Thatsache, die ich nicht selber sehen oder greifen kann, oder von einer Wahrheit, die über die Sphäre all unsers Wissens hinausgeht. Die Vernunft findet also Gründe einer solchen Wahrheit

nicht innert sich selber, sondern muß sie außer sich — in dem Zeugniß — aufsuchen. Findet sie dieses Zeugniß allseitig gegründet; so zwingt sie den unbefangenen Willen, sich diesem Zeugniß zu unterwerfen, und das Bezeugte als Wahrheit aufzunehmen. Und diese Unterwerfung heißt: Glauben. Glauben ist ein Akt des Willens, und nicht der Vernunft.

Der Grundsatz also: du sollest in Ansehung der Offenbarung dich keiner menschlichen Authorität — das ist, keinem menschlichen Zeugnisse unterwerfen, führt schon aus sich selbst zum Nichtglauben, oder zum Unglauben.

Freilich bemühten sich die Urheber der s. g. Reformation, anstatt dieser menschlichen Authorität eine göttliche zu unterstellen, nämlich: die Bibel. Allein neben dem, daß die Existenz, oder das Dasein der Bibel, das ist, eines Buches, das die Aussprüche Gottes enthalten soll, — sich schon wieder auf menschliches Zeugniß gründet, nämlich: auf die Bewährtheit der Männer, welche diese Aussprüche aufgeschrieben, und auf die Bewährtheit der Männer, die das Aufgeschriebene, und vielfach Abgeschriebene unverfälscht, oder verfälscht aufbewahrt, und uns überliefert haben; der Protestant aber sagt, er verwerfe alle menschliche Authorität: so hat er an der Bibel nur ein ganz unbekanntes Buch, von welchem die Sage geht: es enthalte Aussprüche Gottes.

Da tritt nun der zweite Grundsatz ein: du mußt in diesem Buche mit deiner Vernunft selber forschen, ob das, was da geschrieben steht, wirklich göttliche Aussprüche seien, oder nicht. Der Protestant muß demnach diese Aussprüche prüfen, oder abwägen. Er muß also in sich ein Gewicht haben, an dem er sie abwägen soll, nämlich: seine Vernunft muß schon eine richtige Idee von der Göttlichkeit überhaupt haben, an welcher sie prüfen kann, ob diese Aussprüche mit der Idee von der Göttlichkeit übereinstimmen, oder nicht.

Allein da die Göttlichkeit in das Unendliche hinausläuft, das unsere Vernunft nicht umspannen kann; so kann sie eben darum in sich selber keine überweisende Gründe finden, die ihr ein Wissen gewähren; es bleibt ihr somit nichts anderes übrig, als, wie wir oben zeigten, Meinung, oder Wahn, was zuletzt auf den gänzlichen Unglauben hinausführen muß.

Nun hat der Eine eine gar nicht gebildete, ein anderer eine viertel-, halb-, ganz gebildete, eine übergebildete und viele eine verbildete Vernunft: wenn demnach eine jede von diesen so unzählig verschiedenen Vernunften, und zwar eine jede mit ihrem eigenen Gewichte, die göttlichen Aussprüche abwägen soll; besonders wo eine jede Vernunft, aus Grundsatz, von der andern unabhängig ist; muß nothwendig eine unübersehbare Unzahl von Wahn- und Meinungs-Verschiedenheit

über die göttlichen Aussprüche entstehen; also Meinungen-Anarchie. Was wir auch in der Geschichte gesehen haben, und wirklich wieder sehen. Die Menschen hatten ursprüngliche Traditionen; allein da kamen die heidnischen Völker mit ihrer zersplitterten Vernunft darüber und es entstanden so ungereimte, schändliche Wahnbilder und Meinungen-Scheusale, daß die Menschheit darüber erröthete. Und in unsern Tagen hat sich der Lutheranismus, Calvinismus und Zwinglianismus in so viele Sekten und Meinungen-Verschiedenheiten aufgelöset, als es verschiedene Spalten und Splitter der Vernunft giebt. Da haben wir also Unabhängigkeit unserer Vernunft; Unabhängigkeit von aller Authorität, und eben darum Anarchie in der religiösen Sphäre.

Der Mensch handelt, wie er denkt; das ist: der Mensch wird seine Handlungsweise jederzeit nach jenen Grundsätzen einrichten, die er sich entweder selber entwirft, oder die ihm beigebracht werden, sie mögen alsdann wahr oder unwahr sein. Es kann aber gar nicht anders sein: denn das Handeln geht vom Willen aus; nun aber ist der Wille eine blinde Potenz des Menschen; der Wille kann nicht handeln, ohne daß ihm die Vernunft, oder der Verstand sage, was er thun soll.

* *
*

Die Schweizer haben gegenwärtig (1835 und 1836) wieder ihre Geßler, Landenberg, Wolfenschießen 2c., wie sie deren vor 4 bis 500 Jahren

hatten; nur mit dem Unterschiede, daß die alten Schweizer ihre Geßler 2c. verjagten: die neuen Schweizer hingegen (die sich die Regenerirten nennen) ihre Geßler selber wählen, oder sich dieselben durch List aufdringen lassen, wo sie alsdann von den sogenannten Regenerirten noch gehätschlet werden.

Die Ursache ist: die alten Schweizer waren religiös, sittlich, einfach, ohne Luxus und ohne Ehrgeiz; darum war ihnen jeder Hochmuth und jede Unsittlichkeit unerträglich. In den Bergkantonen hat sich diese alte Denkungsart noch so ziemlich, wenigstens im Allgemeinen, erhalten, warum sich auch bei ihnen die Geßler nicht so leicht erheben können; obschon Einige unter ihnen, bisher nur vereinzelt, ebenfalls nach Regeneration hungern.

In den städtischen Kantonen, wo sich die Regeneration dahin äußert, daß die Religiösität stark abgenommen, und die Unsittlichkeit, Luxus, Ehrgeiz, und ein gewisses schwelgerisches Leben sich stark verbreitet haben; da fällt die grobe Unsittlichkeit, und Irreligiösität der Geßler nicht mehr so sehr auf. Im Gegentheil suchen viele die geßlerische Macht zu benutzen, um durch ihren Vorschub zu einträglichen Aemtern zu gelangen, sich empor zu schwingen, und nach und nach ebenfalls Geßler zu werden.

In den regenerirten Kantonen werden sie die Geßler nicht so leicht verjagen, indem das Publikum getheilt ist, in die, zwar kleinere, aber

lärmende und terrorisirende Spalte, und in die größere, aber terrorisirte.

* * *

Antwort an einen Herrn, der mich fragte: warum Gott Menschen erschaffen habe, von denen er vorher gesehen, daß sie verdammt werden?

Erstens müßen Sie sich die Vorhersehung nicht so menschlich vorstellen, daß schon jetzt alles abgethan ist, was Gott z. B. vor 5835 Jahrhunderten vorhergesehen hat. Gott steht gegen uns in einer ewigen Gegenwart; er sieht in seinem ewigen Blick, was wir jederzeit gegenwärtig ganz frei thun.

Der Christ freut sich, daß ihn Gott erschaffen hat, und zwar blos darum, damit er an seiner Herrlichkeit Theil nehmen soll, und die der Mensch so leicht erhalten kann, wenn er nur will; denn sobald er will, hat Gott eine Freude, ihm recht aufrichtig zu helfen, so viel es die Freiheit des Menschen selbst zuläßt. Will der Mensch nicht, so plagt ihn, so zu sagen, Gott in seinem Innersten (was wir Gewissen nennen), und selbst durch äußerliche Anordnungen, um ihn aufzureizen, damit er wolle. Aber wollen, oder bestimmen muß der Mensch sich selber; sobald das Wollen da ist, steht auch Gott mit seiner Hilfe schon wieder da, um ihm zum Vollführen unter die Arme zu greifen. Freilich muß der Mensch Acht geben, daß er keine Leidenschaft in sich aufkommen lasse, damit er immer Herr über sich selber bleibe, was

ihm ein ruhigeres Herz verschafft, als wenn er seine Freiheit aufgiebt, und sich von seiner Leidenschaft dahin und dorthin führen läßt, wo sein besseres Ich selbst nicht will.

Sollten Sie auch ein großer Sünder sein, fangen Sie nur an, recht ernstlich zu wollen, und Sie werden die Hilfe Gottes so zu sagen mit Händen greifen, und in kurzer Zeit einsehen, daß es leichter und weit angenehmer ist, selig zu werden, als sich selber zu verdammen; und da werden Sie gewiß Gott danken, daß er Sie erschaffen hat, um Sie ewig unaussprechlich glücklich zu machen, wenn Sie nur selber wollen.

* * *

Wie die erste Kirche ihre Nikolaiten, ihre Simon Magus, ihre Helden und ihren Verräther Judas hatte, eben so hat sie in unsern Tagen ihre geilen Schweine, ihre Kirchentrenner, ihre verfolgten Vertheidiger, und ihre geistlichen Verräther um einige Silberlinge und um ein Weib.

* * *

Die radikalen Zeitungsschreiber sind böse über mich, weil ich ihnen mit meinen Schriften in den Weg trete; allein ohne mich zu widerlegen, schmähen sie über mich, und ziehen die wahren, oder vergrößerten, oder gar erdichteten Fehler meiner Jugend hervor. Da sind sie dann miserable Logiker! Wenn diese Fehler auch wirklich alle wahr wären, folgt denn aus diesem, daß die Wahrheiten,

die ich in meinem Alter schreibe, keine Wahrheiten seien?

Unterdessen mahnen mich diese Leute an eine Sünde, an die ich vorher nicht dachte; denn diese Leute sind noch zu jung, als daß sie mein Betragen in der Jugend wissen könnten; sie müßen es sonach von älteren Kritikern erfahren haben, die damals sich an meinem Betragen geärgert haben. Ich danke ihnen also, daß sie mich darauf aufmerksam machen, daß ich erst jetzt die Sünde, Aergerniß unwissend oder unaufmerksam gegeben zu haben, bereuen kann, und auch wirklich bereue.

* * *

Ein theologischer Traum.

Wenn ich die unendliche Erbarmung Gottes erwäge, und weiß, Jesus Christus sei der Erlöser aller Menschen, die sich ihm nicht böswillig widersetzen, und somit keine Erlösung wollen; wenn ich weiß, er wolle ernstlich, alle Menschen sollen selig werden; aber zugleich von dem Apostel versichert bin, daß die Menschen nur allein durch Ihn und in seinem Namen selig werden können: so muß ich auch nothwendig schließen, Er werde auch ein Mittel aufgestellt haben, wodurch alle Menschen zu Seiner und seiner Lehre Erkenntniß gelangen können. Nun finde ich für die Menschen im alten Bunde sowohl, als im neuen, dieses Mittel zwar auf dieser Erde, das aber, nach meinen beschränk-

ten, und somit unsicheren Ansichten, nicht Allen wirklich zugänglich ist.

Wäre es vielleicht nicht möglich, daß Jesus Christus auch selbst im Hades — im Aufenthalte der Verstorbenen, im Reinigungszustande — ebenfalls ein solches Mittel, wie auf Erden, angeordnet hätte, wo diejenigen, die in diesem Leben ohne ihre Schuld (vielleicht selbst die ungetauften Kinder) zu seiner Kenntniß nicht gelangen konnten, die aber, wie der hl. Petrus (act. 10, 35) sagt, dennoch Gott fürchten und Recht thun, und eben darum in einem jeden Volke ihm angenehm sind, erst dort Ihn recht kennen lernten?

Der hl. Petrus (1. ep. c. 3. v. 18. 19) sagt: Christus starb zwar dem Leibe nach, die Seele aber blieb lebendig. Diese Seele begab sich zu den Geistern im Gefängnisse, und verkündete ihnen das Geheimniß der Erlösung, und (eben da c. 4. v. 6) daß auch den Todten das Evangelium gepredigt worden sei.

Christus verkündete dieses Geheimniß auch auf Erden den gegenwärtigen Menschen, und stiftete zugleich für die künftigen Menschen eine Anstalt (Kirche), wodurch auch diese fortwährend zur nämlichen Erkenntniß gelangen konnten. Sollte Jesus Christus, dem das Heil aller Menschen so sehr angelegen ist, nicht vielleicht auch im Hades für

die beständig Ankommenden, die Gott fürchten, Recht thun, und ihm angenehm sind, nicht ebenfalls in seiner Liebe ein, was immer für ein, Mittel aufgestellt haben*), wodurch sie diese Kenntniß erhalten könnten, die, wie Clemens von Alexandria (l. 7. Strom. 23) sagt, nach dem Tode noch Strafen ausstehen, und jetzt gezwungen sind, zu bekennen.

Unterdessen, da weder die heilige Schrift, noch die Tradition, noch die Kirche etwas Bestimmtes hierüber lehret, soll das Gesagte nur für einen theologischen Traum gelten.

Nur muß ich bemerken, wie obige Rede des hl. Petrus, die er bei der Bekehrung des römischen Hauptmanns Cornelius (act. 10, 35) aussprach, jenen Gleichgültigen, die sagen: man könne in jeder Religion selig werden, gar keinen Vorschub leistet; indem sonst der hl. Petrus den Cornelius hätte sein lassen, was er war. Das angenehm sein ist so viel, als: Gott fand ihn fähig, zum Christenthum berufen zu werden; deswegen taufte ihn Petrus, und unterrichtete ihn in der Religion Jesu Christi, indem es außer dem Namen Jesu kein Heil für den Menschen giebt.

Auch könnte dieses nicht auf die Verworfenen in der Hölle bezogen werden, indem diese sich frei-

---

*) Haben vielleicht laue Priester, die in ihrem Leben Christum nicht nach Kräften verkündeten, im Hades Gelegenheit, ihre Nachläßigkeit zu verbessern?

willig zu dem Beruf unfähig machten, und noch fortwährend unfähig machen.

Franz Geiger als Professor.

In den Mittheilungen, welche Franz Geiger über sein Leben gegeben hat, liegt vor Augen, wie frühe er zum Lehramte gekommen und wie viele Jahre er dasselbe verwaltet habe. Vielseitige Kenntnisse, Klarheit des Verstandes und eine seltene Deutlichkeit in der Darstellung, ein anziehender und freundlicher Umgang mit den Schülern waren Eigenschaften des Lehrers, die ihm überall Achtung und Hochschätzung in nicht gewöhnlichem Grade erworben haben. Die gelegentlichen Gedanken geben zu verstehen, wie Geiger als Lehrer sich benommen haben werde. Das streng und rein Wissenschaftliche war nie seine Sache; er zog das Nützliche und das allgemein Brauchbare der abstrakten Spekulation und systematischen Consequenz stets vor. Der eigentlich wissenschaftliche Charakter wurde deswegen selbst von Studenten, welche durch tiefen Sinn und scharfen Verstand vor Andern sich auszeichneten, mehrmal, vorzüglich in späterer Zeit seines Lehramtes, vermißt; die größere Zahl der Schüler war hingegen ihm immerfort vor allen seinen Mitlehrern mit einer ungetheilten Liebe zugethan. Sein Vortrag war

lebhaft, bilderreich, durch, oft nur zu vielfältige, Episoden dem Jüngling immer wieder neu und interessant; durchgängig aber, wodurch Herr Geiger als Lehrer sich vorzüglich ausgezeichnet hat, so faßlich, daß, wo auch von den tiefsinnigsten Religionswahrheiten die Rede war, mittelmäßige Köpfe ihn verstunden, oder wenigstens, zu verstehen, glaubten. Die Studirenden fanden es daher viel leichter und bequemer, unter Geigers Anleitung auf die gewöhnlichen Prüfungen sich vorzubereiten, als unter jedem andern Lehrer. Herr Geiger war, wie ungewöhnlich lebhaft, so auch durchaus frei und ungebunden in seinem Vortrag, weil von keinem strengen System, sondern nur von seinen jedesmaligen Ideen, Ansichten und Gefühlen beherrscht und geleitet. Er fügte sich weder in die gangbaren Methoden, noch in die schulgerechten Ansichten und Ausdrücke der Zeit; er sprach sich immer aus, wie er gerade dachte und fühlte, ohne Rücksicht zu nehmen, ob er mit seinen Nebenlehrern im Einklang bleibe oder in Widerspruch komme. Diese Freimüthigkeit brachte ihn schon in frühern Jahren zu Luzern mit einem damaligen angesehenen Mitlehrer der Dogmatik, mit Herrn Karl Krauer in einige Mißverhältnisse sowohl wegen der Methode, welche Geiger im Gegensatz zu Herrn Krauer befolgte, als auch wegen verschiedenen Ansichten, die unter beiden Lehrern der Dogmatik, in Bezug auf einzelne Lehr-

sätze derselben, aufgefallen und laut geworden waren. Franz Geiger gab zu selber Zeit in lateinischer Sprache Thesen über Freiheit und Gnade in den Druck, die Karl Krauer gegen die orthoxe Lehre anstößig fand, und gegen die er, wie die Sage gieng, beim heiligen Stuhle Klage geführt haben soll *). Wie es sich mit der Klage gegen dieselben und ihrer Folge verhalten haben möge, mehrere Jahre später verbreitete sich das Gerücht, Professoren an dem Lyzeum zu Luzern haben irrige Grundsätze und tragen heterodoxe Lehren vor. Dieses Gerücht erhielt durch böswillige und zu besondern Zwecken nur zu geschäftige Leute bald ein solches Gewicht, daß im Jahr 1807 vom Fürstbischof Dallberg, als damaligem Bischof von Konstanz, ein strenger Untersuch der Schriften sowohl als der Lehren aller Professoren der Theologie und Philosophie zur selben Zeit auf dem Lyzeum zu Luzern angeordnet wurde, welcher aber durchaus zu Gunsten bemeldeter Professoren ausfiel. Die Rechtgläubigkeit der nur im Allgemeinen und auf unbestimmte Weise vergeblich angeschuldigt gewesenen Professoren zu Luzern, wurde, nach bemeldtem Untersuch, von Niemanden mehr in Zweifel gezo-

*) Diese Thesen sind in deutscher Sprache, unter der Aufschrift: „Sätze des katholischen Lehrbegriffes, besonders über die Gnade“ im ersten Band der Sammlung Geigers sämmtlicher Schriften (Luzern bei Gebrüdern Räber) Seite 165—189 zu lesen.

gen, und Ihro päpstliche Heiligkeit waren, laut schriftlich gegebener Versicherung Herrn Dallbergs, vollkommen beruhiget.

Die Sache war bereits ganz in Vergessenheit gekommen, als im Jahre 1813 Herr Amtsschultheiß Krauer aus besondern politischen Absichten, bezüglich auf damalige Schicksale des Herrn Dereser, zur Zeit Regens des bischöflichen Seminariums und Professors der Exegese zu Luzern, dieselbe wieder in Erinnerung brachte, und zwar auf eine die Professoren Geiger, Gügler und Widmer indirekt ziemlich verdächtigende Weise. Diese drei Professoren, des Resultates der 1807 stattgefundenen Untersuchung, und, was mehr als dieses, der Rechtgläubigkeit aller ihrer Lehren bestimmt und klar bewußt, glaubten einen solchen, wenn gleich nur indirekten Vorwurf auf die bestimmteste Weise von sich für die Gegenwart und Zukunft ablehnen zu sollen. Aus diesem Grunde wandte Herr Geiger, als der älteste, und, wie das Gerücht gieng, früher angeklagte Professor, sich im Einverständniß mit den andern zwei genannten Professoren an den damaligen apostolischen Nunzius Testaferrata mit einem lateinischen Schreiben folgenden Inhaltes:

Wir lesen in einer Rede, die der Hochgeachte Herr Amtsschultheiß Heinrich Krauer im Druck dem Publikum übergeben hat, nicht ohne Befremden wörtlich folgende Stelle: „ich begnüge mich aber, Sie (die Hochgeachteten Herren des Großen

Raths) nur an das Jahr 1807 zu erinnern, wo in einem Breve Sr. Heiligkeit Pius VII. Anschuldigungen gegen öffentliche Lehrer der Philosophie und Theologie am hiesigen Lyzäum, die Rechtgläubigkeit der erwähnten Professoren betreffend, eingeflossen sind."

Wenn nun diejenigen Lehrer, die schon in dem bemeldten Jahr Lehrstühle an dem hiesigen Lyzeum bekleideten, und auf die demnach ein solches Breve einen Bezug haben könnte, es wagen, bei Ihro Exzell., als dem Stellvertreter des gemeinsamen Kirchenoberhauptes, mit der vereinten Bitte einzukommen, daß Höchstdieselben ihnen huldvollst eröffnen möchten, welche Beschaffenheit es wohl mit dem in Frage stehenden Breve habe, so werden Dero Exzell. ihnen diesen Schritt nicht verübeln.

Wir glauben vorerst diese Einfrage an Höchstdieselben unsrem eignen Gewissen schuldig zu sein, indem uns als katholischen Lehrern die Reinheit und Aufrechthaltung der Einen wahren Lehre über alles gehen soll, und wir werden uns bereit finden lassen, jeden Augenblick alles zu widerrufen und nach Kräften gut zu machen, wenn wir je etwas dieser Lehre Zuwiderlaufendes gelehrt haben. Dann glauben wir diesen Schritt auch allen denjenigen, mit denen wir als geistliche und als öffentliche Lehrer im Verhältniß stehen, und vorzüglich denen, die uns zur Bildung anvertraut und übergeben sind, schuldig zu sein, damit, wenn bei jemanden

in Betreff der Zuverläßigkeit der Lehre gegen uns Mißtrauen und Zweifel erregt werden sollten, wir ihm in dieser Sache eine authentische, ihn gänzlich beruhigende Auskunft ertheilen könnten.

Dero Exzell. sehen zu wohl ein, daß überhaupt die gesegnete Ausbreitung der Lehre Jesu Christi zumeist von der Zuverläßigkeit der Lehrer in Sachen des Glaubens abhängt, als daß wir nicht einer baldigen Gewährung unsrer Bitte versichert sein dürften.

Seine Exzellenz der päpstliche Nuntius erließen unter dem 2. Mai 1813 an Herrn Geiger zu Handen seiner zwei bemeldten Kollegen ein Rescript, aus dem deutlich und bestimmt erhellet, sowohl wie und warum das von Schultheiß Krauer berührte päpstliche Breve entstanden sei, als daß selbes auf die Professoren Geiger, Gügler und Widmer nie einen Bezug gehabt habe und keinen je haben könne. Der Wichtigkeit dieser Sache wegen wird das erwähnte Schreiben aus der päpstlichen Nuntiatur hier wörtlich in der Originalsprache abgedruckt.

Fabricius Sceberas TESTAFERRATA, Dei et Apostolicæ sedis gratia Archi-Episcopus Beryti, Sanctissimi D. N. D. Pii, Divina Providentia Papæ VII. Prælatus Domesticus et Pontificio Solio Assistens, Ejusdem, ac Sanctæ Sedis ad Helvetios, Rhætos et Valesianos, nec non Constantiens., Basileens., Sedunens., Curiens. et Lausannens. Civitates et Diœceses cum potestate Legati a Latere Nuntius.

Dilectis Nobis in Christo plurimum Reverendis Dominis Francisco Geiger Canonico, Aloysio Gügler et Josepho Widmer, in scientiis Theologicis et Philosophicis Professoribus in Lyceo Lucernensi salutem in Domino sempiternam.

Petitioni Vestræ Nobis hodiè exhibitæ, an Apostolicum Breve sub die 21 Februarii 1807 incipiens: „*Quæ de erigendo Lucernæ Seminario*", cujus authenticum exemplar apud Nos extat, datum ad Reverendissimûm Constantiensis Ecclesiæ Administratorem, vos respiciat, annuere benignè volentes, sequentia peramanter Vobis aperimus.

Sanctissimus Pater ac Dominus Pius Papa VII præfato Brevi respondens ad litteras laudati Remî Ordinarii, quibus deprecabatur Seminarii erectionem in Monasterio *Werthenstein*, post oraculum pontificium hac de re panditum, *per incidentiam tantummodo*, ait: „*præsertim in Civitate* „(Lucernæ), *cujus Academiæ Professores pravas et* „*perversas tradunt doctrinas, QUAS Nos coegit pro-*

„*scribere vis et auctoritas Ministerii nostri; rogamus*
„*Te, Ven. Frater, per viscera misericordiæ Dei nostri,*
„*ut ad hæc diligenter animum advertas.*“

Unica et sola causa harum propositionum, quam Nos officialiter dignovimus, et quæ eruitur etiam ex illis pontificiis verbis: „*quas nos coegit* „*proscribere vis et auctoritas Ministerii nostri*“ fuit condemnatio (cujus pariter authenticum exemplar in nostro habetur Archivio) edita a S. Congregatione Indicis die 26 Augusti 1805 contra: „*Positiones ex Theologia Dogmatica Speciali, Lucernæ,* Professorum jam defunctorum, quæ positiones a Prædecessoribus nostris, unacum doctis animadversionibus Commissarii Episcopalis Lucernensis Krauer, fuerunt subjectæ examini ac decisioni S. Sedis Apostolicæ.

Declaramus insuper, Nos, perdurante nostrâ Legatione, nunquam præ manibns habuisse *scripta vel theses* DD. Professorum Lucernensium, multoque minus ea ad Petri Sedem transmisisse, quæ tamen, ceu fundamentum, ante condemnationem a Summo Pontifice essentialiter et quolibet in casu requiruntur; proindèque allatas in Brevi Apostolico propositiones nullo pacto nulloque modo Vos respicere.

Datum Lucernæ, ex Nostra Residentia, die 2 Maji 1813.

F. Archiepiscopus Beryti, Nuntius Apost.
F. D. Wully, Secretarius.

Aus vorstehendem Rescripte geht unverkennbar hervor: daß, was Herr Amtsschultheiß Krauer angeführt hatte, nicht, wie selber geglaubt haben mag, auf die Professoren des Lyzeums in Luzern, Geiger, Gügler und Widmer, bezogen werden könne, sondern ehevorige und zwar schon ins ewige Leben hinübergetretene Professoren berühre, deren Lehren zur Zeit einem kirchlichen Urtheil unterworfen worden waren. Die Sache war für mehr bemeldte drei Professoren zu wichtig, als daß sie diese in ihren Händen liegende unwidersprechliche Rechtfertigung bloß bei sich behalten und nicht dort bekannt gemacht hätten, woher ganz unerwartet, wenn nicht eine förmliche Anschuldigung, doch wenigstens eine indirekte Verdächtigung gekommen war. Sie übersendeten daher obiges Rescript der apostolischen Nuntiatur ihrer hohen Regierung, mit folgendem Begleitschreiben:

Hochgeachtete, Hochgeehrte Herren!

Schultheiß, klein und große Räthe des Kantons Luzern!

In der Anrede, die der hochgeachtete und hochgeehrte Herr Amtsschultheiß bei Eröffnung der ordentlichen Frühlingssitzung des großen Rathes den 7. April 1813 gehalten und jüngsthin durch den Druck dem Publikum übergeben hat, äußert Hochderselbe (Seite 6), daß im Jahr 1807 gegen Professoren der Philosophie und Theologie an dem hiesigen Lyzeum von Seiner Heiligkeit Pius VII.

in einem Breve Anschuldigungen, die Rechtgläubigkeit der erwähnten Professoren betreffend, eingeflossen seien.

Von den sämmtlichen Herren Professoren, die im gedachten Jahr die Lehrstühle am hiesigen Lyzeum bekleideten, und auf welche ein solches Breve hätte Bezug haben können, befinden sich nur noch Franz Geiger, Professor der Dogmatik, Alois Gügler, Professor der Exegese und Pastoraltheologie, und Joseph Widmer, Professor der Philosophie, an den damaligen Stellen; die andern sind theils gestorben, theils haben sie ihre Lehrstühle in hier verlassen.

Wir glaubten, hochgeachtete, hochgeehrteste Herren! nicht ohne Grund besorgen zu müßen, daß, nachdem der hochgeachtete, hochgeehrteste Herr Amtsschultheiß so etwas, wie die erwähnte Aeußerung ist, in das Publikum gebracht hat, solches früher oder später sehr leicht ein Anlaß zu Mißtrauen und Verdächtigungen aller Art, sowohl gegen unsere Lehren als unsere Personen, werden könnte. Wir sind zwar schon im Julius 1807 dieser Sache wegen von unserm hochwürdigsten Bischof ganz beruhiget worden, weil Seine Hoheit, nachdem Sie unsere Lehren und Lehrweisen geprüft und approbirt hatten, durch das Fürstbischöfliche General-Vikariat allergnädigst die Erklärung uns zugestellt haben, daß Seine Hoheit von dem erfreulichen Resultat der Untersuchung Seiner päpstlichen

Heiligkeit in einem eigenen Schreiben Nachricht gegeben haben, womit dann unseres Wissens die Sache ihr Bewenden hatte. Daraus mußten wir entnehmen, daß von Sr. Heiligkeit aus Anschuldigungen gegen unsere Rechtgläubigkeit nie statt gefunden haben.

Gleichwohl wäre mit Grund zu befürchten, daß, falls das Publikum in der Beglaubigung stünde, als hätten jemals die erwähnten Anschuldigungen von dem heiligen Stuhl aus gegen uns oder unsere Lehren statt gefunden, dieses unserm Wirkungskreis nachtheilige Hindernisse in den Weg legen könnte, und wir glaubten desnahen es schon unserer gegenwärtigen Stellung schuldig zu sein, uns baldmöglichst in den Stand zu setzen, alle und jede möglicher Weise daher rührende Mißverständnisse aufhellen und sogleich beseitigen zu können. Wir sind von dem Wunsch der hohen Regierung, daß auf uns, als öffentlich angestellten Lehrern, auch nicht der leiseste Anschein von Unrechtgläubigkeit von irgend jemand aus dem Publikum jemals geworfen werden könne, zu sehr überzeugt, als daß wir nicht hoffen dürften, durch unser Benehmen hierin höchstdero Willen entgegen zu kommen. Der kürzeste Weg hiezu schien uns der zu sein, daß wir sämmtlich bei Sr. Exzellenz dem dermaligen päpstlichen Legaten, als dem unmittelbaren Stellvertreter des heiligen Vaters, selbst schriftlich Einfrage thäten, welche Gestalt

und Bewandtniß es etwa mit den mehr erwähnten Anschuldigungen habe, in welchem Bezug auf Personen und Lehren, das hiesige Lyzeum betreffend, sie seien erlassen worden.

Seine Exzellenz haben gütigst unter dem 2. Mai 1813 sogleich eine schriftliche Antwort uns zugestellt, aus der sich deutlich ergiebt, daß weder gegen unsere Personen, noch gegen von uns ausgesprochene Lehren von dem heiligen Stuhl aus je ein Breve oder Anschuldigungen, welcher Art immer, seien erlassen, ja daß nicht einmal der geringste Verdacht von Seiner Heiligkeit aus gegen uns sei geäußert worden, sondern daß die genannten Anschuldigungen auf gedruckte Sätze schon verstorbener hiesiger Lehrer sich bezogen hätten.

Es ist uns zu viel an dem Zutrauen und der fortdauernden Gewogenheit unserer Landesväter gelegen, als daß wir auch nur einen Augenblick zögern könnten, diese uns so erfreuliche Nachricht höchstdero Augen unterthänigst vorzulegen, weswegen wir die Freiheit nehmen, eine getreue Abschrift des erwähnten Schreibens von Sr. Exzellenz dem päpstlichen Nuntius dahier sammt beigefügter Uebersetzung Höchstdenselben mitzutheilen.

Indem wir dadurch die hohen Gesetzgeber und Regenten unseres Kantons, als vor welchen die Anrede des hochgeachten Herrn Amtsschultheiß gehalten wurde, über den Verhalt der in derselben angeführten Anschuldigungen in die klarste und

gewisseste Kenntniß setzen, überlassen wir es ruhig höchstdero landesväterlicher Weisheit und huldvoller Gewogenheit, ob irgend ein erläuternder Nachtrag zu der bemeldten Rede rücksichtlich unser vor dem Publikum zu machen sei, vollkommen überzeugt, es liege selbst in höchstdero weisen Absichten, allen Mißdeutungen, die diesfalls veranlaßt werden könnten, vorzubeugen. Mit dieser vollkommenen und zutrauungsvollen Ueberzeugung empfehlen wir uns in höchstdero landesväterliche Obhut, und bitten die Bezeugung unserer unbegrenzten Hochachtung und ergebensten Bereitwilligkeit zu genehmigen, mit welcher wir stets verharren werden unserer hohen Regierung

unterthänigst gehorsamste Diener.

Ueber diese Angelegenheit wurde von selber Zeit an geschwiegen, und alle fernern Verdächtigungen hatten, zwar nicht in öffentlichen politischen Blättern, die hundertmal Widerlegtes wieder zu bringen pflegen, jedoch amtlicher Seits ihr Ende erreicht.

Wie Herr Geiger in frühern Jahren mit der Scholastik, kam er in späterer Zeit mit den neuen philosophischen Ideen und herrschenden Systemen in einige Spannung. Seit 1805 war der geistvolle Gügler, seligen Andenkens, Professor der Exegese und einige Zeit auch der Pastoraltheologie. In beiden Fächern hatte derselbe Schüler, welchen Geiger die Dogmatik und die Kirchengeschichte

docirte. So einig diese Herren Professoren in Bezug auf das Wesen der Theologie, sowie auf die unwandelbaren Wahrheiten der christlichen Religion stets gewesen waren, so verschieden war die Auffassungsweise, die Lehrart und Darstellung des Einen von der des Andern. Wenn der Eine sich bestrebte, möglichst klar und gemeinverständlich zu sein, liebte der Andere das Tiefe in der Auffassung und die strengste Dialektik in der Entwicklung und fortgehende Consequenz in der Darstellung. Geiger wurde von allen seinen Schülern, Gügler hingegen anfänglich von wenigen nur gehörig verstanden. Schon aus diesem Grunde war die Mehrheit der Schüler für Geiger, eine auffallende Minderheit für Gügler eingenommen. Es gieng hieraus eine Spannung, vorerst unter den Studenten hervor, von denen die Mehrern Geiger, die Wenigern Gügler, und zwar, wie es zu geschehen pflegt, den Einen immer auf Kosten des Andern priesen und erhoben. Die Spannung gieng natürlich von den Schülern allmälig auf die Lehrer hinüber und hätte, da Solche, die beiderseitig das Feuer schürten, nicht mangelten, zu einer höchst widrigen Zwietracht Anlaß gegeben, wofern der Edelsinn und die Friedensliebe beider Herren derselben nicht in den Weg getreten wäre. Gügler hielt die Methode Geigers für wissenschaftliche Bildung, die ihm vorzüglich am Herzen lag, nicht geeignet, und weil er alles derselben Widerstrebende heben wollte, schien ihm in

seiner Aufgabe zu liegen, ohne Rücksicht wegzuräumen, was dem wissenschaftlichen Studium seiner Schüler hemmend entgegen trat. Wie in frühern Jahren Geiger gegen die Scholastik sich ausgesprochen hatte, sprach sich nun Gügler gegen die blos eklektische, unsystematische, und, wie ihm vorkam, zu wenig gründliche und gar nicht systematische Lehrweise des Herrn Geiger aus. Zwar rügte er eine solche Lehrweise nur im Allgemeinen, ohne sich persönliche Beziehungen zu erlauben. Allein seine Schilderungen waren zu lebhaft und zu gut getroffene Gemälde, als daß die Anwendung an Ort und Stelle hätte unterbleiben können. Gügler sprach sich hierüber besonders in seinen „Reden an studirende Jünglinge über Gegenstände höherer Bildung“ (Luzern bei Joh. Martin Anich 1827) in gewohnter Art sehr kräftig aus. In der Anrede, mit welcher er im Jahre 1809 seine exegetischen Vorlesungen begann, lesen wir unter Anderm folgende Stellen: „Es ist ein allverbreiteter Wahn, der sich auch der bessern Studierenden nur zu bald bemächtiget, daß die Wissenschaft recht faßlich gelehrt werden könne, daß es ganz in der Willkühr des Lehrers liege, wie sie sagen, die Sache hoch oder nieder zu fassen, dunkel oder klar, leicht oder schwer ergreifbar vorzutragen. Diese Meinung quillt einzig aus der Unkunde der Wissenschaft und ihrer nothwendigen Ideen, und aus der individuellen Gewohnheit,

alles aus der Willkühr zu erklären; darum ist sie bloßer Wahn.

„Aus dieser Meinung geht eine zweite unmittelbar hervor, daß diese oder jene Scienz zu einem bestimmten Zweck gelehrt werden soll, und also sich der Vortrag demselben anpassen müße. Zu was so viele Ausschweife? Zu was das so weit Hergeholte, das Spitzfindige? Was nützt mir dieses? Wo kann ich jenes brauchen? So fragt man, und bedenkt nicht, daß man eben über diese Fragen erst durch die Sache selbst belehrt werden könne. Und weil das nicht ist, so ist das letzte Uebel mit dieser Meinung geboren, daß die Studierenden sich um das Schwerere am wenigsten bekümmern, daß sie sich durch sinnloses Absprechen dagegen und durch Beispiele, die sie von diesen oder jenen, oft von dummen Männern, herholen, davor zu verwahren suchen.

„Was am wenigsten Mühe kostet, was ihnen aber auch nichts gibt (denn nichts Rechtes wird ohne Mühe errungen), das sehen wir solche am meisten schätzen; aber sie bleiben auch, was sie sind, nichts, Unwissende, einbilderische Schwätzer, Marktschreier, wenn es hoch kommt. Jede Wissenschaft, jeder Gegenstand, er heiße, wie er wolle, ist einfach, ist durch seine Idee nothwendig bestimmt und abgeschlossen. Jede Wissenschaft ist, was sie ist, nothwendig, nicht bald dieses bald jenes; sie kann nicht zugleich ein Hohes und ein Niederes,

nicht zugleich ein Dunkles und ein Klares, nicht zugleich ein Gemeinverständliches und ein Geheimnißvolles sein, nein, sie ist und bleibt ewig, dieses oder jenes.

„Die Wissenschaft ist ein reines, in sich ruhendes Licht, kein Proteus, der tausend Gestalten annehmen kann. Was wäre das z. B. für eine Philosophie, die sich auch in ein Erbauungsbuch verkleiden, und zu dem Volke reden könnte? Wäre dieses noch Philosophie? Durchaus nicht, sondern etwas ganz anderes, nicht sie wäre es, sondern das Gegentheil. Freilich klebt die Wissenschaft nicht an Worten, und die Wahl des Ausdruckes ist frei und ihr gleichgültig; aber das Tiefe oder Seichte liegt nicht in den Worten, sondern in der innern nothwendigen Form. Ich weiß es wohl, daß die, so an eine Popularität der Wissenschaft glauben, sich immer nur über die Sprache beklagen, aber dadurch nun verrathen sie, daß nur wenig Sinn und Verstand ihnen inwohne; denn gerade die Sprache daran ist ihnen das einzig Verstehbare. Mögen diese nur ein streng wissenschaftliches Buch zur Hand nehmen, es vom Anfang bis Ende durchgehen, sich bei jedem Worte fragen: verstehst du dieses Wort? so wird ihnen, was ich sage, ganz deutlich werden; denn sie werden bei jedem Worte eingestehen müßen: ich verstehe es. Aber fragen sie dann: verstehst du auch das Buch? so sind sie an der Gränze. Warum aber denn sich über die

Sprache beklagen? Klaget doch über das Rechte, klaget über die Wissenschaft, klaget, daß sie in der Welt ist, daß der Mensch nicht auf allen Vieren geht, oder doch, was wenig darüber, daß er nicht aus euern Albernheiten sich sättigen kann; hier, in der Vernunft, liegt das Uebel; reißt sie heraus, sprecht über sie den Fluch, als euern ärgsten Feind! Oder, was wohl ehrlicher und klüger, laßt ihr für euch die Wissenschaft, ehret, was ihr nicht versteht, und seid dabei redliche, brauchbare Männer, und auch die Wissenschaft wird euch Lob sprechen.

„Wem dieser genetische Beweis nicht genügt, weil er ihn nicht im Gemüthe anzuschauen vermag, der richte seinen Blick nur auf das Einzelne; auch dieses führt zum gleichen Resultat. Denn ich frage einen solchen: Wodurch unterscheidet sich z. B. die wahre, die wissenschaftliche Dogmatik von einem gemeinen Katechismus? Etwa durch den Inhalt? nicht doch; denn dieser ist in beiden derselbe. Etwa durch die Vollständigkeit? Ich setze, der Katechismus sei so vollständig, als dein dogmatisches Buch, sind dann alle Unterschiede verschwunden? O, dann ist deine Wissenschaft groß, so groß, wie die der Kinder! Unterscheidet es sich durch die Sprache? Dein Buch ist latein, das der Kinder deutsch, und somit wäre dein dogmatisches Werk nur ein ins Latein übersetzter Katechismus, wohl ein sehr wissenschaftliches Werk! Solcher Dinge würde sich der bessere Theolog schämen; der ist, was sein hoher

Name sagt, einer, der die Dinge Gottes, das Göttliche in allen seinen Verhältnissen in der Vernunft erkennt.

„Wahre Dogmatik, Lehre, Wissenschaft von den Grundlinien, von den Leitern aller Wissenschaft, unterscheidet sich von dem Katechismus einzig, aber wesentlich dadurch, daß, da der letztere bei den Resultaten, als Vorschriften des Glaubens stehen bleibet, die erstere selbe auf die letzten historischen oder philosophischen Gründe zurückführet und daraus konstruirt; daß, da der letztere die Lehren als abgerissen, ohne inneres Band, in die jungen Christenseelen hineinlegt, die erstere ihren innern nothwendigen Zusammenhang vor den Augen der Theologen entwickelt; daß, da der Katechismus seine Folgerungen nicht über die Gesinnung des Individuums ausdehnt, die Dogmatik sie über das große Reich Gottes in allen Beziehungen verbreitet und so, wie ein allseitiges Lichtmeer, aufsteigt. Wo die Dogmatik dieses nicht ist, wo ihre Schüler keinen einzigen Satz aus allen seinen historischen Gründen zu konstruiren vermögen, sein Verhältniß und seine organische Verbindung mit allem anderen, was einzig die Consequenz ausmacht, nicht zeigen, seine großen Folgen nicht enthüllen können, da ist keine Wissenschaft; eine solche Lehre mag sich Namen anmaßen, welche sie will, sich gebärden, wie sie will, sie ist nicht mehr, als ein lateinischer Katechismus, ja sie steht

diesem noch weit nach; denn ihr gebricht die schöne Einfalt. Dasselbe gilt von der Kirchengeschichte; denn sie ist wesentlich von dem historischen Erzählen, dem Exempellehren-Vortrage, verschieden; dasselbe gilt von der Moral, von der Exegese, kurz, von allen Wissenschaften und Doktrinen."

Derlei Vorträge auf demselben Katheder, von welchem Geiger jedesmal kaum einige Augenblicke hinuntergestiegen war, an die nämlichen Schüler, die ihn angehört und so sehr geliebt hatten, gehalten, wären allerdings geeignet gewesen, den bisher in so großer Achtung stehenden Lehrer auf nicht gewöhnliche Weise zu kränken und zu erbittern, zumal sie, zwar nicht auf die Person, doch auf die gewohnte Lehrweise des Professors zu nachtheiliges Licht warfen. Geiger aber war zu edel und in Bekämpfung der gereizten Eigenliebe schon zu erstarket, als daß er sich hätte erbittern und feindselig stimmen lassen; er dachte an seine jüngern Tage und sprach: Laßt den jungen Most nur ein wenig brausen, er wird sich schon setzen; Gügler ist ein nicht gemeiner Kopf; er wird noch Großes leisten. Gott bewahre mich, einem Mann von solchen Anlagen und solcher Geisteskraft entgegenzutreten u. dgl. Ein solches Benehmen des ehrwürdigen alten Professors, dem jungen, etwas zu heftigen Manne gegenüber, welcher seit wenigen Jahren erst neben ihm im Lehramte stund, war durchaus geeignet, die Schüler in der Achtung

und Hochschätzung beider Lehrer zu fördern und machte insbesondere auf Professor Gügler einen solchen Eindruck, daß derselbe von Zeit zu Zeit immer mehr durch Bande inniger Achtung und Liebe mit Geiger verbunden, und eine Freundschaft zwischen dem alten und jungen Professor gestiftet wurde, die nimmer getrübet, wohl aber bei bald hierauf erfolgenden widrigen Schicksalen des Letztern immer mehr befestiget und unauflöslicher ward. Der jüngere Professor verehrte von nun an seinen alten Collegen wie ein guter Sohn den in der Wissenschaft nicht auf gleicher Linie mit ihm stehenden Vater; und der alte, obwohl in nicht gewöhnlicher Celebrität stehende Lehrer setzte sich gleichsam zu den Füßen des jungen, und horchte auf jedes Wort, welches aus dessen Munde hervorgieng. Denn er war von der Superiorität des Geistes, der aus Gügler sich kund gab, so überzeugt, daß Gügler, in wissenschaftlicher Beziehung, eine Art Dictatur über Geiger erhielt, und Letzterer bis zum Ende seines Lebens nie müde wurde, den Erstern zu loben, und dessen frühes Hinscheiden als unbeschreiblichen Verlurst für die Wissenschaft und die höhere Lehranstalt in Luzern zu betrauern.

Das berührte Ereigniß während dem Lehramte des Hrn. Geiger stellt den Charakter des Lehrers, des Mannes und des christlichen Priesters in zu helles Licht, als daß es in den Zügen über seine Lebensgeschichte hätte übergangen werden dürfen,

als ein Ereigniß nämlich, welches in seinem Beginne gar so viele unangenehme und schädliche Folgen befürchten ließ, unter höherer Leitung aber eine so segensreiche Entwicklung, und eine für beide nun seligen Lehrer ein so ehrenvolles als erfreuliches Ende genommen hat.

Geiger fuhr unverdrossen und ungestört auf bisherige Weise in seinem seit so vielen Jahren bekleideten Lehramte und in Erfüllung aller damit verbundenen Pflichten fort, bis er 1819, besonderer politischer Tendenzen wegen, so unbillig als unerwartet, von der Professur abberufen, und auf das Canonicat, welches er schon seit mehrern Jahren an der Stift zu St. Leodegar in Hofe zu Luzern inne hatte, beschränkt wurde. Diese plötzliche, auf keine Weise früher angedeutete, oder eingeleitete, durchaus gewaltthätige Abberufung vom so viele Jahre rühmlichst bekleideten Lehrstuhl wurde zur Zeit allgemein mißbilliget, und Viele bedauerten, daß dem noch so kräftigen und eifrigen Manne, ohne Gründe anzugeben, ein Wirkungskreis entzogen wurde, welcher bisher so segensreich gewesen war. Indessen wurde, was da geschehen war, gerade so angenehm für Hrn. Geiger, als widrig es ihm bei der ersten Kunde, durch bloßes Gassengespräch, vorgekommen sein mag; denn sein künftiger Wirkungskreis war nimmer auf den engen Raum der Schule beschränkt, sondern dehnte sich bald im unbestimmbaren Umfange aus, indem Geiger

seine innigsten Ueberzeugungen und Gedanken, statt blos einer größern oder kleinern Zahl Studirender, der ganzen Lesewelt mitzutheilen sich vielseitig veranlaßt und gedrungen fühlte; Geiger, der bisher gleichsam nur Professor gewesen war, wurde nun ein beliebter und fruchtbarer Schriftsteller.

Franz Geiger als Schriftsteller.

Der Schriftsteller blieb dem Professor gleich; kein ganzes, zusammenhängendes, streng wissenschaftliches Werk kam jemals aus seiner Feder, nur einzelne, größere oder kleinere Abhandlungen, wie sie jedesmal die Lage der Dinge zu fordern schien, übergab er von Zeit zu Zeit dem Druck. Die Sammlung Geigers sämmtlicher Schriften, bei Xaver Z'Graggen in Altdorf verlegt, haben die Gebrüder Räber in Luzern käuflich an sich gebracht. Diese Sammlung und Herausgabe veranstaltete ein Freund des Verfassers, der jedem Bande drei Abtheilungen gegeben hat. In der ersten Abtheilung stehen jene Schriften Geigers, welche Hauptlehren der christkatholischen Theologie behandeln; in der zweiten Abtheilung Widerlegungen der merkwürdigern Einwendungen von Seite des Zeitgeistes gegen die Grundsätze der

katholischen Kirche; in der dritten Abtheilung Abhandlungen, die sich auf hervorgetretene Conflikte zwischen Staat und Kirche, oder auf kirchlich politische Erscheinungen in gegenwärtiger Zeit beziehen.

In der Vorrede zum zweiten Bande genannter Sammlung spricht Geiger selbst über sich und seine Schriftstellerei auf eine Weise, die so charakteristisch ist, daß von ihr in seiner Biographie, wie jeder Unbefangene gestehen wird, wenn sie auch einigen Raum einnimmt, nicht wohl abgesehen werden darf, zumal sich aus ihr ein Bild des Professors und seiner Schriftstellerei von selbst ergiebt, wie es kein Biograph natürlicher und getreuer zeichnen könnte.

„Ich kann meine Leser versichern, schreibt der nun Verklärte, daß ich in meinem Leben niemals daran dachte, mich auf die öffentliche litterarische Bahn zu wagen. Ich suchte mit redlichem Herzen und mit demüthigem Gebete (ich fühlte mein eigenes Unvermögen) die Wahrheit. Mit der Gnade Gottes fand ich sie, und bin in meinem Innersten überzeugt, sie gefunden zu haben; wie es mir Jesus zusicherte, als er sprach: suchet und ihr werdet finden. Ich theilte sie ganz geräuschlos, während meiner vierzigjährigen Laufbahn, als Professor, meinen vielen Zuhörern mit. Erst in den letzten Jahren, da ich sah, wie die Wagschale der Wissenschaft das Gleichgewicht verlor und überschwankte; da ich bemerkte, wie man

im hastigen Laufe die Wahrheit, die mir über Alles werth ist, selbst übersah, sie verkannte, mißdeutete, entstellte ꝛc. — konnte ich in meiner Stellung nicht länger schweigen: die warme Liebe zur Wahrheit trieb mich an, öffentlich von ihr Zeugniß zu geben, wo, wann und wie ich sie immer verunstalten, oder verläugnen sah.

„Daher entstunden die mancherlei kleinen Schriften, die ich seit einigen Jahren dem Druck übergab; wo ich dann jedesmals meine innigste Ueberzeugung, wie sie mir im Herzen lag, ohne Scheu vor gewissen Tonangebern, aber auch schlicht aussprach, ohne Kunst, ohne Verzierung. Ich wollte nicht glänzen; nur die Wahrheit, die keiner Ziererei bedarf, wollte ich so einfach als möglich, empfänglichen Gemüthern hinlegen; ich dachte nicht wie? sondern was? ich über die wichtigste Angelegenheit des Menschen schreiben wollte.

„Da diese Schriften mehr Beifall fanden, als ich hätte erwarten dürfen; waren meine Freunde darauf bedacht, sie in größere Bände zu sammeln, damit, wie sie sagten, vereinzelt sie sich nicht verlieren möchten.

„Wohl ein halbes Jahrhundert habe ich den Gang menschlicher Dinge mit Aufmerksamkeit beobachtet; habe mit eigenen Augen gesehen, was eigentlich, sowohl den einzelnen Menschen, als auch ganze Familien, sowie Staaten und Völker ihrem Ziele entrückt und in das Verderben stürzt; habe aber

auch gesehen, was allein der Menschheit frommt und ihr Segen von Oben bringt; habe gefunden, wie Manche, die sich gelehrt dünkten, nur durch den Hochmuth von der Wahrheit abgekommen, und daraus wahrgenommen, wie man nur durch Demuth sie wieder erringen könne, nämlich durch demütiges Flehen zu Demjenigen, der alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt eintreten. Ich habe das, was der Menschheit zum Heile gereicht, weder a priori, noch blos durch Autorität errungen; sondern eigene Erfahrung hat meine Ueberzeugung zur hellen Anschauung der Wahrheit gebracht, und selbe über alle Zweifel erhoben.

„Keine andere Absicht, als Liebe zur Menschheit bewog mich, das Glück, so ich bei meiner Ueberzeugung fühlte, auch Andern mitzutheilen, und den Weg, der mich zur Wahrheit führte, auch meinen Brüdern zu empfehlen.

„Ich habe eine Zeit erlebt, wo gewisse Leute die Wissenschaft auf einer ganz neuen Grundlage aufzubauen sich bemühten. Anstatt wie sie, seit dem Entstehen des Christenthums, von der göttlichen, und somit höchsten Vernunft abgeleitet, in den Werken eines Origenes, Clemens von Alexandrien, Tertullian, Gregor von Nazianz, Augustin, Bernard, Anselm, Thomas von Aquin, Bonaventura, bis auf Bakon und Leibniz ꝛc. strahlend dastund, wollten sie selbe, entkleidet von ihrer heimathlichen Göttlichkeit,

aus bloßer menschlicher Vernunft heraus konstruiren. Da entstund dann das häßliche Zerrbild einer Afterwissenschaft, welche so ungeheure Uebel über die menschliche Gesellschaft in unsern Tagen ausgeboren hat; wo ein jeder seine eigene Vernunft als Prinzip aller Wissenschaft aufstellte. Ehedem waren Menschen, gebildet durch die von Gott abstammende Wissenschaft, gläubig, sittlich, fromm und rechtlich; allein kaum hatte sich diese Ausgeburt menschlichen Aberwitzes zu verbreiten angefangen, ergoß sich auch sogleich der Strom des Unglaubens und einer unbegränzten Sittenlosigkeit, wie es bei dem wirklichen Verderbnisse der Menschen nicht anders geschehen konnte. Sie gaben die menschliche Vernunft als die Quelle alles Wissens an, und diese nämliche Vernunft sank bis zur Unvernunft herab; sie riefen Freiheit aus, und diese artete in die wildeste Despotie aus; sie sprachen von Philanthropie (Menschenliebe), und schlachteten die Menschen zu Tausenden ab; sie hatten immer die Menschenrechte im Munde, und traten alle Rechte mit Füßen. Dieses waren die schrecklichen Folgen jener falschen Wissenschaft, die man auf die, von der göttlichen höchsten Vernunft abgefallene, menschliche Vernunft aufbauen wollte. Wem hätte ein solches fürchterliches Schauspiel die Augen über diese blos menschliche Vernunft nicht öffnen sollen?

„Ich hatte Philosophie, Theologie ꝛc. studirt, und sah es gar wohl ein, wie ich das, was ich

davon wußte, nicht selbst aus meiner Vernunft genommen, sondern daß meine Vernunft aufgenommen hatte, was sie von anderswo her vernahm (Vernunft); obschon ich auch zugleich erkannte, wie ich durch Reflexion und Combination nach und nach mehrere Wahrheiten entdeckte, die aber ganz gewiß in dem Vernommenen schon lagen.

„Ich fragte mich demnach, was denn eigentlich die menschliche Vernunft sei? — Da antwortete mir Plato und vorzüglich der heil. Augustin, einer der tiefsten Denker: sie sei nur das Auge des Geistes, das, sowie das körperliche Auge, nichts sieht, wenn es nicht von anderswoher Licht erhält. Ich mußte mich demnach um dieses Licht umsehen. und da ich es in mir selbst nicht fand, auf historischem Wege es aufsuchen. Damit ich mich aber im Labyrinthe der Geschichte, wie es schon Vielen ergieng, nicht verirrte, kam mir Bossuet mit seinem Entwurfe einer allgemeinen Weltgeschichte zu Hilfe, und zeigte mir den Einfluß Gottes in alles menschliche Treiben. Mit dieser Grundidee, die er aufstellte, las ich die heilige Geschichte alten und neuen Testaments — in der That die einzig wahre Welt- und Menschengeschichte. Da gieng mir ein Licht auf, gegen welches sich meine Vernunft unmöglich verschließen konnte: es war das Licht ewiger Wahrheit.

„Ich fand da einen Lehrer, der nicht, um vernünftig zu werden, erst selbst lernen mußte; son-

dern der selbst die höchste Vernunft war; der schon alles aus sich selbst wußte; der alle Menschen, vom ersten Stammvater an, über alles belehrte, was ihnen zur Erreichung ihrer Bestimmung, als vernünftigen Wesen, nothwendig ist; der mir wieder Kraft und göttliches Leben zutheilen konnte, ohne welches ich seiner Lehre, wie mir es mein Gewissen laut ankündete, dennoch nicht hätte nachleben können. Lieber Leser! ich kann dir nicht beschreiben, welches Gefühl mich ergriff, als ich in dieser Idee die Geschichte der Menschen, fortlaufend bis auf unsere Tage, zum ersten Male recht übersah, und den Faden entdeckte, der bereits 6000 Jahre sich entwickelt und mir die Dazwischenkunft eines göttlichen Erlösers vor Augen legte, der im Anfange schon angekündigt, durch die Patriarchen und Propheten immer näher und näher als Gott und als Mensch bezeichnet ward; bis er endlich im Evangelium als ewiges Wort des Vaters, als unendliches Erzeugniß des unendlichen Erzeugers dastund; uns über das Entstehen des Bösen belehrte, das ich in meinem Innersten fühlte, und ohne seine Lehre nicht wußte und nicht wissen konnte, woher es kam; der allein die unendliche Kluft ausfüllen konnte, die sich zwischen der unendlichen Heiligkeit und dem Verderbnisse öffnen mußte — der allein einer unendlichen Gerechtigkeit genugthun, und uns in seine Menschheit, in die er selbst eintrat, aufgenommen, wieder göttliches Leben ertheilen konnte —

der dann eine Anstalt errichtete, allgemein für alle Menschen, an allen Orten und zu allen Zeiten, um in selber, selbst gegenwärtig, alle Menschen zu belehren, und durch diese Anstalt, die wir die Kirche Christi nennen, ihnen die Mittel ihres, durch ihn errungenen, Heiles zuzuwenden.

Wenn ich nun diese Anstalt betrachtete, wie sie, abgebildet im alten Testamente, durch 4000 Jahre hindurch fortwährend angezeigt, und in den Bildern eines gegenwärtigen Allerheiligsten, eines zur Aussühnung der Sünde geschlachteten Lammes, eines göttlichen Priesterthums, eines in zweifelhaften Fällen unfehlbar absprechenden amtlichen Hohenpriesters näher bezeichnet ward; dann im neuen Testamente schon beinahe 2000 Jahre auf dem Felsen, worauf sie ihr Gottmensch gebauet hat, ruhig daliegt, und mit triumphirendem Blicke hinabsieht, wo der Feind alles Guten Wellen wie Berge gegen sie aufthürmt, und dennoch mit allen seinen Mühen nichts anderes vollbringt, als daß er den Felsen vom Unrath, den sein letzter Sturm an demselben angesetzt hatte, durch den neuen Sturm selbst wieder abwascht, und ihn wider seinen Willen reiniget; — wenn ich dann die Güte des Baumes an seinen Früchten abmaß, wie konnte ich die Göttlichkeit dieses Instituts — dieser Kirche — verkennen, welche Einrichtungen hervorbrachte, die selbst der menschlichen Natur zu trotzen scheinen; wo Jünglinge und zarte Jungfrauen allen Freuden

des Lebens entsagend, das traurige Bild menschlicher Leiden immer vor Augen (wie die barmherzigen Brüder, die grauen Schwestern, die Somaschen &c.), ihre Kräfte nur zum Heile ihrer leidenden Brüder abzehren.

„Wenn ich ferner betrachtete, welche Männer diese Kirche, ohne in das Alterthum zurückzugehen, selbst in den neuern so sehr angefochtenen letzten Jahrhunderten erzeugte — einen Carl Borromä, einen Franz von Sales, einen Vinzentius von Paula, einen Fenelon &c. — da dürfte ich wohl alle Widersacher auffordern: Zeiget mir in der ganzen Geschichte, außerhalb der Kirche, einen Mann, den ich dem einzigen Vinzentius von Paula an die Seite setzen dürfte; dessen Arbeiten zur Linderung des menschlichen Elends beinahe an das Wunderbare gränzen.

„Diese Uebersicht der Weltgeschichte erzeugte in mir durch die Gnade Gottes jene Ueberzeugung von der Wahrheit, wovon ich einzelne Strahlen in meinen kleinen Abhandlungen niederlegte. Ich wollte die Seligkeit, die der Mensch in dem von der Gnade Gottes ertheilten Glauben, und somit im Genusse göttlicher Wahrheit fühlt, bei vielen meiner Brüder wecken, und schrieb darum Allen zu Lieb, und Niemand zu Leid. Ich hoffe, Keiner werde mir zürnen, indem auch ich einem Jeden das Recht einräume, seine Ueberzeugung, für oder gegen, auszusprechen. Nur

wünschte ich, alle Menschen möchten im Lichte jener Wahrheit wandeln, von welcher ich nach Vermögen Zeugniß gab und geben werde, so lange mir Leben und Kraft Derjenige verleiht, der selbst die Wahrheit ist, und zu welchem ich von Herzen flehe, daß er uns Alle liebevoll im göttlichen Frieden vereinen möchte.“ —

Die Grundideen, welche in allen Abhandlungen Franz Geigers wiederkehren, sind aus den ersten Abhandlungen des ersten Werkes in die Augen leuchtend. Das Reich Gottes wird einem lebendigen Körper verglichen, dessen Seele Gott ist, der in uns durch alle Glieder wirket, als einziger absoluter Wirker, zumal alle untergeordneten Theile nur durch die von Ihm erhaltenen Kräfte wirken, was sie wirken. Ein individuelleres und eben deswegen anschaulicheres Bild vom Reiche Gottes ist dem Verfasser ein Baum, dessen Wurzeln, Stamm, Aeste, Blätter, Blüthen und Früchte in die Augen fallen, während stets unsichtbar bleibt, was sie wirklich durchdringt und belebt, und alles am Baume auf einen Zweck leitet. Diese innere Wirksamkeit des Baumes erinnert an das Wirken Gottes im Weltall, und ist ein Sinnbild des Reiches Gottes auf Erden.

Der Mensch ist ähnlich dem Zweige eines Baumes, der die Säfte aus dem Baume erhält, aber auch selbstthätig sie aufnehmen muß. Als frei und selbstständig kann der Mensch mit dem Beherrscher

aller Dinge, mit Gott, in seinem Reiche in Eintracht wirken, oder seinen Kräften eine andere, dem göttlichen Herrscher entgegengesetzte Richtung geben, wodurch anfänglich Reibung, dann Störungen in der harmonischen Wirksamkeit des Alls, und am Ende Zerstörungen der zwieträchtigen Einzelnheiten erfolgen müssen, weil dieselbe von der allbelebenden Kraft sich immer mehr ablösen und somit allmälig dem Tode anheim fallen.

Im wirklichen All der Dinge, oder im Zustande des Reiches Gottes auf Erden, zeigt sich ein wirklich Gott entgegengesetztes Wirken des Menschen, über dessen Ursprung die älteste Geschichte der Menschheit Aufschluß giebt. Der erste Mensch nämlich wollte schon ausschließlich Selbstherrscher und Selbstwirker sein, statt von Gott sich beherrschen und leiten zu lassen; er schloß sich der allbelebenden Kraft ab, und mußte von ihr, als entarteter Zweig, nothwendig abgestoßen werden. Wie aber, sagt Geiger, das erste Apfelkörnlein den Keim des Baumes, der wieder Aepfel und solche Körnlein hervorbringt, in sich hat, so hatte auch der erste Mensch den Keim der ganzen Menschheit in sich, und daher war auch in seinem Falle der Fall der ganzen Menschheit eingeschlossen: in Adam sterben Alle, weil Alle in Adam gesündiget haben.

Wenn der vom Baume abgestoßene Zweig nicht ganz verdorben und zerstört werden soll, muß er einem gesunden Aste wieder eingepfropft werden,

aus dem die allbelebende Kraft in ihn hinüberströmen kann. Allein einen solchen noch ganz gesunden Ast gab es nach dem Sündenfall auf Erden nimmer; Gott mußte zur Menschheit herabsteigen, um sie wieder in die Gottheit zu erheben. Gottes Sohn, schreibt der heil. Augustin, dessen Natur wir nicht sind, ist Mensch geworden und hat die menschliche Natur angenommen, auf daß wir von Ihm und aus Ihm, gleichwie die Rebzweige aus dem Rebstock, die belebende Kraft, den eigentlichen Lebenssaft wieder erhielten.

Der Gottmensch ist und bleibt der Eine Mittler, durch den alle Menschen, als vom Stamm getrennte Zweige, in den Stamm eingepfropft und aus abgestorbenen wieder lebende Theile des Stammes werden können. Von Ihm gehen die Bedingungen sowohl als die nöthigen Kräfte zur Wiedervereinigung mit Gott, zur Religion, für die gefallene Menschheit aus. Diese Wiedervereinigung der gefallenen Menschheit mit Gott wurde im alten Bunde auf mannigfaltige Weise vorgebildet, in Christus verwirklichet und diese Verwirklichung im Reiche Gottes auf Erden, oder in der Kirche Christi, fortgesetzt, vermittelst der sieben heiligen Sakramente, durch welche die belebende Gotteskraft (gratia sanctificans) den Menschen nach Bedürfniß und Empfänglichkeit mitgetheilt wird, wodurch sie wieder lebendige Zweige am göttlichen Lebensbaume werden, und das wiedererhal-

tene göttliche Leben durch den in Liebe thätigen Glauben an den Tag legen. Wo diese Wiedervereinigung ihre Vollendung erreicht hat, ist der Himmel; wo sie noch nicht vollendet, aber im Wachsthum begriffen ist, bleibt der Reinigungsort; wo sie nie begonnen, oder wieder und zwar für immer verschwunden ist, tritt die Verwerfung oder die Hölle ein. Himmel, Fegfeuer und Hölle ergeben sich somit als nothwendige Zustände der Menschen, wie sie im Reiche Gottes gefunden werden. In den Himmel nämlich, schreibt Geiger, geht nichts ein, als was vollendet gut ist; in die Hölle nichts, als was vollendet böse ist; wo aber noch ein Funke guter Wille, (heiliger Liebe) ist, hängt der Mensch, wenn gleich sehr schwach, mit Gott zusammen und kann dem Tode nicht anheim fallen, muß jedoch noch gereinigt werden, bevor er zur vollständigen Vereinigung mit Gott (in den Himmel) gelangen kann.

Da im Reiche Gottes Gott allein herrschet, ist alles, was in demselben zu herrschen scheint, Gott untergeordnet, und folglich, sowie nur für Ihn, auch nur durch Ihn herrschend. Daher sind geistliche und weltliche Regenten auf Erden nur Minister Gottes, und demnach sollen sie, wie mit seiner Vollmacht, so auch nach seinem Willen herrschen, der ihnen bekannt wird durch die Offenbarung Gottes, welche von Adam an durch die Altväter, durch Moses und die Propheten fortge-

setzt, in Christus ihre Vollendung erhielt, und in der katholischen Kirche auf Erden aufbewahrt und dem Auftrage Christi gemäß allen Menschen, die sie anerkennen und aufnehmen wollen, mitgetheilt und erklärt wird. Nur vermittelst der Offenbarung wird der Mensch vernünftig, weil seiner Vernunft, die nicht dictatorisch, sondern nur vernehmend, nicht lehrend, sondern nur lernend ist, von der göttlichen Vernunft mitgetheilt wird. Wer diese Mittheilung aufnimmt und befolgt, wird weise; wer sie verwirft, bleibt ein Thor.

Weil im Reiche Gottes auf Erden Zeitliches und Ewiges vorhanden ist, jenes als Mittel, dieses als Zweck, verordnete Gott in seinem Reiche hieniden zwei Regierungen, die weltlichen und die geistliche, den Staat und die Kirche, gab jenem das Schwert zum Zeichen des Zwangrechtes, ohne welches die weltliche Regierung nicht bestehen kann; dieser die Schlüssel zum Zeichen der hausväterlichen Gewalt; beide Regierungen sollen zum Hauptzwecke im Reiche Gottes zusammenwirken, jedoch keine in die andere eingreifen; die Regenten des Staats wie die der Kirche haben sich als Diener Gottes zu betrachten, und sollen im Sinne und nach dem Willen ihres Prinzipalen, welcher allein Gott ist, regieren.

Die Grundidee einer jeden Regierung ist demnach Theokratie. Darum hört es, ihr Könige, und werdet klug; merket es, ihr Regenten alle!

von dem Herrn habt ihr euere Macht und vom Höchsten euere Gewalt; wenn ihr nicht nach seinem Willen handelt, werdet auch ihr abgerissene Stämme am Baume des Lebens, die weggeworfen werden müssen. Die Geschichte zeigt uns den baldigen Untergang der größten Monarchien, wo die Regenten den Willen und die Gesetze Gottes aus den Augen verloren hatten; die Theokratie des christlichen Volkes ist geblieben. Wo in einer Regierung der theokratische Sinn vorherrscht, wird in allen Beziehungen gefragt: was ist recht, was ist erlaubt? Wo der Weltgeist regiert, wird nur gefragt: was nützt, was bringt Vortheile?

In dem von ihm gestifteten geistigen Reiche hat Christus die Regierungsweise für alle Zeiten unwandelbar festgesetzt, so daß keinem Zweifel je Raum gelassen wird, wer und in welchem Umfange zu befehlen, wer im Gegentheil zu gehorchen habe. Allein da im Reiche Gottes alle Menschen Diener sind, ist der höchste sichtbare Regent der Diener aller Diener, minister ministrorum, servus servorum.

Dieser höchste sichtbare Regent ist der Nachfolger Petri, den Christus zum Fundamente seiner Kirche gesetzt, und auf welche die Apostel als Säulen aufgestellt wurden. Petrus muß nach der Lehre Christi bis ans Ende der Welt in seinen Nachfolgern fortleben und wirken, und die Apostel in ihren Nachfolgern, den Bischöfen. Den Bischö-

sen, im Zusammenhang mit ihrem Fundamente, übergab Christus die Gewalt, welche er von seinem Vater empfangen hatte. Diese sind also die von Gott eingesetzten Lehrer, Richter und Fürsten des göttlichen Reiches auf Erden, welche alle Christen zu hören, ihnen zu gehorsamen und von ihnen sich unbedingt leiten zu lassen haben, ohne befürchten zu müssen, auf irgend eine Weise irregeführt zu werden, da sie von Christus ausschließlich an sie gewiesen sind, welche, nach der bestimmten Verheissung Christi, vom heil. Geiste geleitet und vor jeder Verirrung gesichert werden; vom heiligen Geiste, der durch sie in der Kirche zu den Gläubigen spricht und den göttlichen Willen ihnen verkündet. Sie sind das Organ, durch welches Gott fortwährend zu Menschen redet; wer sie höret, höret Gott; wer ihnen folget, folget Gott; von ihnen hängt also gewissermaßen unsere Wiedervereinigung mit Gott, folglich die Religion, ab; nämlich, von objektiver Seite aus betrachtet, als Inbegriff jener unveräußerlichen Bedingungen, welche Gott zur Wiedervereinigung der Menschheit mit Ihm festgesetzt hat; sie sind die Wächter, welche das von Gott objektiv Gegebene objektiv festhalten und behaupten sollen, daß es nicht in einen stets wandelbaren Subjektivismus unter den Menschen sich verflüchtige. Wer eine göttliche Offenbarung anerkennt, bekennt sich zu einem von Gott Gegebenen; für ihn hat Gott gesprochen, und

hat bestimmt und deutlich dieses gesprochen; es geziemt sich wahrlich nicht, daß bei einer solchen Thatsache Jemand die Freiheit sich vorbehalte, darüber zu denken, wie ihm beliebe, oder davon das anzunehmen, was ihm gefällt, oder zu verwerfen, was ihm nicht behaget.

Da Christus in seiner Kirche die geistliche Gewalt keinem weltlichen Regenten, nicht dem Pilatus, nicht dem Herodes, nicht dem römischen Kaiser, wohl aber den Aposteln in Verbindung mit Petrus, ihrem Oberhaupte, übergeben hat, haben diese allein das Recht, die kirchliche Gewalt auszuüben, und jeder Christ hat die unerläßliche Pflicht, ihre geistlichen Rechte zu respektiren. Diese Pflicht liegt nicht weniger einem christlichen Staate, als dem einzelnen Christen ob. Demnach hat der christliche Staat nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht, die Kirche zu schützen, aber nie darf der katholische Regent unter dem Vorwande, die Kirche zu schützen, Verfügungen in der Kirche treffen, die auf keine Weise ihm, sondern nur denen zustehen, welche von Christus hiezu die Gewalt erhalten haben. „Die Gränzen, schreibt Geiger, (1. Band, Seite 59) zwischen der geistlichen und weltlichen Macht sind völlig bestimmt. Jede besitzt ihre eigene Gewalt, und übt unabhängig von der andern die daraus hervorgehenden Rechte aus. Der einzige Berührungspunkt, wo sich beide Mächte reiben könnten, wäre da, wo gewisse Dis-

ziplinargesetze sollten in Ausübung gebracht werden. Die Kirche hat das Recht, solche Gesetze zu machen, als Mittel zum Zweck. Nun wäre es möglich, daß solche Gesetze dem gemeinen Besten des Staates nachtheilig sein könnten. Da tritt also der weltliche Regent in seinem vollen Rechte auf, und ohne aus der Sphäre seiner Gewalt herauszugehen, sorgt er, daß der Staat nicht Schaden leide. Er fordert die kirchliche Behörde auf, dieses Gesetz wenigstens für seinen Staat zurückzunehmen. Er hebt das Gesetz nicht auf, (denn aufheben kann es nur derjenige, der es gemacht), er behauptet nur das Wohl des Staates mit aller Kraft.

„Wenn beide Behörden vernünftig sind, und die Schranken der Mäßigung nicht überschreiten, so kann es keine Reibung geben: die geistliche Behörde nimmt ihr Gesetz entweder ganz, oder für diesen einzelnen Staat zurück, und alles ist abgethan. Mischet sich aber Leidenschaft auf einer, oder auf beiden Seiten ein, so nützt freilich keine Bestimmung der Gränzen, weil alsdann beide Mächte, anstatt sich einander die Hände zum Besten der Völker zu reichen, vielmehr als zwei kriegführende Mächte gegen einander stehen, wo man freilich weder Gränzen noch Rechte mehr achtet. Unterdessen bleibt doch der Grundsatz in seiner Richtigkeit: So wenig die Kirche ein Recht hat, in die weltliche Gewalt einzugreifen, so wenig hat die weltliche Gewalt das Recht, in die kirchliche Gewalt

hinüberzugreifen. Jede Macht hat ihre Sphäre, und auf der obgenannten Gränze muß Vernunft, guter Wille und Mäßigung der Gränzhüter sein."

Geiger schließt seine Abhandlung über die Stellung des Papstes im Reiche Gottes mit folgenden Sätzen:

Ohne Offenbarung keine Religion;

Ohne Kirche kein bestimmter Sinn der Offenbarung;

Ohne Papst keine Kirche;

Offenbarung, vereint mit Kirche und Papst, ist die katholische Kirche;

Die katholische Kirche ist das vom weltlichen Reiche unabhängige Reich Gottes auf Erden.

Herr Geiger gab bei jedem Anlasse sich Mühe, den Glauben an die katholische Kirche auf seine Gründe zurückzuführen, und die Nothwendigkeit dieses Glaubens für alle Menschen in helles Licht zu stellen. Diesen Zweck hatte er vorzüglich im Auge bei den Neujahrswünschen, welche er, als Präses der Marianischen Congregation, jährlich auf das Fest der heiligen drei Könige in lateinischer Sprache erließ; — vertrauliche Schreiben, welche von den Feinden der katholischen Kirche gewöhnlich mit Ingrimm aufgenommen und auf ungebührliche Weise verhöhnt und gelästert wurden. Diese Schreiben enthielten durchgängig Worte zur rechten Zeit, mit heiligem Ernste gesprochen, und wurden des-

halb, in deutscher Sprache, in die Sammlung Geigers sämmtlicher Schriften aufgenommen.

Das Wesen des katholischen Lehrbegriffs dem Protestantismus gegenüber hervorzuheben, war immerfort ein Lieblingsgeschäft des Hrn. Franz Geiger; hiezu wurde er besonders veranlaßt und aufgefordert durch die protestantische Jubelfeier im Jahr 1817. Die Protestanten, schreibt Geiger, haben bei ihren Jubelfeierlichkeiten die hochgepriesene Toleranz gegen die Katholiken im negativen Sinn feierlich beurkundet, indem sie den Katholiken Lehren aufbürdeten, welche ihre heilige Kirche verabscheut, und, gegen die Gesetze des Anstandes im sozialen Leben, durch Schriften und Kupferstiche die Albernheit wieder aufwärmten, welche die Raserei des sechszehnten Jahrhunderts ausgebrütet hatte, wobei sie aber nur zu deutlich an den Tag legten, daß sie den Lehrbegriff der katholischen Kirche nicht verstehen. Es ist daher nothwendig, ungelehrten Katholiken den Lehrbegriff ihrer Kirche so vor die Augen zu legen, daß sie zur Ueberzeugung gelangen müssen, ihr einfältiger und gutmüthiger Glaube an die heilige Kirche sei gerade der allervernünftigste Glaube.

Ein Hauptgegenstand im katholischen Lehrbegriff ist der Glaube an die geoffenbarten christlichen Wahrheiten auf vollgültige historische Zeugnisse hin; ein Glaube, der, in Bezug auf von Gott unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten, dem mensch-

lichen Denken keine solche Freiheit gestattet, durch welche blos subjektive Ansichten der Menschen mit objektiv gegebenen und zwar von Gott selbst gegebenen und bekannt gemachten Wahrheiten confundirt werden können. Daß Jesus Christus, der Stifter der katholischen Kirche, seinen Gläubigen und Anhängern keine solche Freiheit zu denken einräumen wollte, geht schon aus seinen Worten (Matth. 28, 20.) hervor: „Lehret die Menschen Alles halten, was ich euch befohlen habe", und nicht weniger auch aus den Worten (Mark. 16, 16.): „Wer glaubt, wird selig werden, wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden." Keine Freiheit, die Sachen so oder anders aufzufassen und zu deuten nach Belieben, ist im Reiche Christi dem Menschen gestattet, sondern im Gegentheil die strenge Pflicht auferlegt, zu glauben, und den von Gott geoffenbarten Wahrheiten Verstand und Willen zu unterwerfen.

Weder die Apostel noch die ersten Christen dachten jemals daran, die göttlichen Worte in das Gebiet des menschlichen Verstandes hinunter zu ziehen, und sie, wie weltliche Dinge, nach der Länge und Breite auszumessen. Ihr Bestreben gieng einzig dahin, durch Aufnahme und Befolgung der Aussprüche von der höchsten Vernunft selbst vernünftig zu werden, folglich die göttliche Vernunft nicht der menschlichen unterzuziehen, sondern die menschliche Vernunft durch Anfassung und

Festhaltung der göttlichen Offenbarungen zur göttlichen zu erheben, oder durch Glauben zum wahren Wissen zu gelangen.

Der Glaube aber, wie ihn Christus fordert, besteht nicht blos aus einem Fürwahrhalten von Gott geoffenbarter Wahrheiten, wegen Zeugnissen oder Gründen, die für den menschlichen Verstand zureichend sind, sondern in einer standhaften und gemüthlichen Hingebung des ganzen Menschen an die göttlichen Wahrheiten der Offenbarung; in einer Hingebung, welche nicht das Werk des Menschen allein, sondern eine Folge besonderer Einwirkung Gottes auf den Menschen ist. Wenn der Mensch dem äußern historischen Zeugniß für die Göttlichkeit der Offenbarung durch Christus mit Demuth und Gelehrigkeit seine Sinne aufschließt, erzeuget Gott im Innersten des Menschen durch seinen Gnadenstrahl ein Licht, welches jene unerschütterliche Ueberzeugung bewirkt, wovon die gänzliche Hingebung an die göttlichen Wahrheiten eine natürliche Folge ist. Der christliche Glaube wird daher von der Kirche eine Gabe oder Gnade Gottes genannt und ein Licht, welches nicht aus der Natur sich entwickelt, sondern von Gott unmittelbar dem Menschen eingegossen wird.

Damit der christliche Glaube eine von allem Irrthum freie und unerschütterliche Ueberzeugung bleibe, welche die Hingabe des ganzen Menschen an die göttlichen Wahrheiten, oder eine freie und

vollständige Unterwürfigkeit desselben zur nothwendigen Folge hat, muß der Mensch überzeugt sein, daß in der christlichen Offenbarung Gott wirklich zu ihm rede, und daß der göttliche Geist in ihm Licht verbreite, und durch dieses Licht die unverbrüchliche Treue, in Bezug auf Gott und göttliche Wahrheiten, in ihm bewirke. Diese zweifache Ueberzeugung, behauptet Fr. Geiger, kann der Protestant als solcher nicht haben, weil er die Religion und Kirche nicht anerkennen und mit zuversichtlicher Ueberzeugung nicht wissen kann, daß Gott unmittelbar zu den Menschen gesprochen habe, und noch weniger wissen kann, daß der göttliche Geist das Licht des Glaubens in sein Gemüth ausgieße; es mangelt daher dem Protestanten der übernatürliche göttliche Glaube, und er kann, zufolge seiner Grundsätze, unmöglich zu einem solchen gelangen. Der Glaube des Protestanten als solcher ist und bleibt nichts anderes, als ein eigenes natürliches Fürwahrhalten, das, wie alles Menschliche, dem Irrthum unterworfen ist.

Ein zweiter Hauptgegenstand des katholischen Lehrbegriffs ist die Kirche Die Kirche ist das Reich Gottes auf Erden, und besteht aus jenen Menschen, welche durch die Gnade Gottes zum Glauben an Christus und seine Offenbarungen gelangt und vom heiligen Geiste beherrschet sind. Die Herrschaft des heiligen Geistes über die Seelen und in den Herzen der Gläubigen ist die innere

Seite der Kirche. Die hiezu von Christus gestiftete Bildungsanstalt ist die äußere Seite der Kirche. Beide zusammen sind die wahre und vollständige Kirche Christi auf Erden.

Christus stiftete, was mit Grund nicht geläugnet werden kann, eine äußere Kirche als fortbestehende Bildungsanstalt für alle Christen, indem er seine Jünger in die Welt sandte, wie er vom Vater in dieselbe gesendet war, und ihnen die Vollmacht gab, zur Erlösung und Heiligung des menschlichen Geschlechtes, in allen künftigen Zeiten, zu thun, was er gethan hatte. Dieser von ihm gestifteten Bildungsanstalt gab Gott den Geist der Wahrheit, welcher ewig bei ihr bleibet, und Christus selbst versprach, bei ihr zu bleiben bis ans Ende der Welt (Math 28, 20.), und gab die Versicherung (Luc. 10, 16.), daß, wer die Diener der Kirche hört, ihn selbst höre. Der Katholik ist daher überzeugt:

1) daß er für seinen übernatürlichen Glauben den durch die Kirche sprechenden Gott selbst als Zeugen habe;
2) daß er in der Kirche den hl. Geist erhalte, der in seinem Gemüthe die vollkommene Treue gegen Gott und die gänzliche Hingebung und Unterwürfigkeit unter die göttlichen Wahrheiten bewirke;
3) daß die Nachfolger der Apostel, die Diener Christi in der Kirche, oder daß die Priester

Staatliche Bibliothek Bamberg

die Haushälter Gottes und die Ausspender der göttlichen Gnaden seien (I Cor. 4, 1. Tit. 1, 7. und 1 Petr. 4, 10.); und daß endlich

4) die heiligen Sakramente in der katholischen Kirche die äußerlichen Gefäße oder Zeichen seien, durch welche der heilige Geist den Gläubigen mitgetheilt und Ursache des Heils derselben, nicht in Folge blos menschlicher, sondern in Folge der gnadenvollen Wirksamkeit der heiligen Sakramente (ex opere operato) wird.

Wie Hr. Geiger, ohne seinen volksthümlichen und gemeinverständlichen Standpunkt jemals zu verlassen, mit höhern Ideen sich vertraut gemacht, und von welcher Achtung er gegen Gügler, der früher erwähnten Mißverhältniße ungeachtet, durchdrungen war, beweist die Aufnahme einer Stelle aus Güglers Erklärung der heil. Schriften, von Geiger ein vortreffliches Werk genannt, die so lautet: „Die Theologen lehren mit tiefem Scharfsinn, daß das Werk des Priesters, welches er als Organ und Stellvertreter Christi und der Kirche wirkt, seine Kraft nicht von der Gesinnung und Frömmigkeit des Priesters, sondern von dem Geiste der Kirche, der eigentlich durch den Priester wirkt, erhalte. Schon Christus befahl, daß man das Wort der Gesetzlehrer, wenn sie auf dem Stuhl Moses sitzen, als göttliches Wort anerkennen und vollbringen, auf ihre Werke aber nicht achten soll,

und wie oft erblicken wir die hellste Erkenntniß der Wahrheit, die eindringlichste Lehre des Guten bei den Bösen wohnen und von ihnen ausgehen? Solche Menschen gleichen dem steilen Gebirg, dessen Spitzen im Glanze der Sonne leuchten, aber unten ist es von trüben Wolken umnachtet, von grausen Höhlen durchschnitten, in denen giftige Drachen hausen. Jedes Wort der Vernunft hat eine von der Gesinnung des Menschen unabhängige, objektive Würde, eine Würde als eigentlich opus operatum im Sinne der Kirche. So waren die Seher nicht immer zugleich Heilige; gab es nicht, wie bereits Origenes anmerkte, unter ihnen einen Bileam, einen Kaiphas, deren Aussprüche an Tiefe, Umfang und Erhabenheit so manche Worte der andern Propheten überflügeln? Es verhält sich damit wie mit dem Organ überhaupt, dessen organische Funktion von seinem besondern Leben will unterschieden werden, und welche in ihm nicht selten bei der größten eigenen Zerrüttung noch andauert, weil es da nicht von der eignen Lebensfülle, sondern von der Gesammtthätigkeit in Bewegung erhalten wird, nicht frei, sondern getrieben wirkt; wie der Einfluß seines Werkes, so reicht auch der Geist und Antrieb dazu weit über seine besondere Sphäre weg und gehört dem Ganzen an, in welchem das Organ nur ein leidendes Mittleres scheint. Wir sehen das Licht in der Natur nicht nur den Karfunkel, oder edle, lebendige Gewächse

zu seinen Trägern erwählen, sondern auch nichtiges, faules Holz und ungesunde Moordünste.“ Dieses Werk, sagt Geiger, legt einen Grund, aus welchem, meines Erachtens, eine geistreichere Theologie hervorgehen wird.

Ein dritter Hauptgegenstand des katholischen Lehrbegriffes, welcher von den Protestanten bestritten wird, ist das Opfer der heiligen Messe. Der Begriff des Opfers, behauptet Geiger, ist mit dem Begriff der Religion unzertrennlich verbunden; denn die Religion, als Wiedervereinigung mit Gott, fordert eine wirkliche Hingebung von Seite des Menschen an Gott, und eine wirkliche Annahme dieser Hingebung von Seite Gottes, was man unter Opfer versteht. Der Ritus beim Opfer heißt Cultus, welcher die äußere Gottesverehrung umfaßt, deren Seele die innere Gesinnung, die eigentliche Andacht des Opfernden ist. Keine Religion ist ohne Opfer; das Opfer aller Opfer ist aber das Opfer des Gottmenschen Christus, ein Opfer, durch welches die Sünde und der aus ihr hervorgehende Tod aufgehoben und das menschliche Geschlecht mit Gott wieder versöhnet wurde. Im Opfer der Messe ist Christus das Lamm Gottes, welches, seit dem Anfang der Welt in den bildlichen Opfern geschlachtet (Offb. Joh. 13, 8.), die Sünden der Welt hinwegnimmt (Joh. 1, 29.), in dem Christus durch seinen vollkommensten Gehorsam, in allen Prüfungen bis zum Tode des Kreuzes

bewähret (Philip. 2, 8.), den Ungehorsam der Menschheit gehoben hatte, zumal die auf denselben gelegte, der sündigen Menschheit gebührende Strafe an ihm selbst ganz vollzogen wurde.

Wie die Israeliten den Messias im Bilde opferten, müssen die Christen den Messias in Wahrheit opfern, wozu Jesus Christus die Opfergabe seines Leibes und Blutes, welche er dem himmlischen Vater für die Menschen am Kreuze darbrachte, zu einem fortwährenden Versöhnungsopfer, durch die Hände der Apostel, hinterlassen hat; nicht in der Form des Opfers am Kreuze zwar, sondern unter der Gestalt von Brod und Wein, auf daß in Erfüllung gehe, was der Prophet (Ps. 109, 4.) ausgesprochen hat: der künftige Messias, Jesus Christus, werde nach der Weise Melchisedechs (1 Mos. 14, 18.) geopfert werden. Das Opfer der Christen, welches seit 18 Jahrhunderten auf den Altären in der katholischen Kirche gefeiert wird, ist sonach kein neues, etwa bloß erdichtetes Opfer, sondern die in der Kirche Christi beständige Wiederholung des Kreuzopfers Christi auf die angegebene Weise, als Zeichen des neuen Bundes oder Testamentes, in welchem auch die Lehre der katholischen Kirche vom heiligen Altarssakramente wesentlich enthalten ist: denn wie die Juden, die Brand- und Sühnopfer ausgenommen, von allen ihren Opfern genießen mußten, müssen auch die Christen, bei denen in Wahrheit geschieht, was

im alten Bunde nur vorbildlich war, ihr wahrhaft geopfertes Lamm auch in Wahrheit genießen, damit sie, als durch die Sünde vom Rebstock abgerissene Zweige, wieder in den Rebstock eingepflanzt und dem Tode, welcher eine Folge der Sünde ist, entrissen werden. Durch dieses Sakrament also werden die wahren Christen durch ihren Mittler wieder mit Gott verbunden und des ewigen Lebens theilhaftig, gemäß den Worten Christi: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der ist in mir und ich in ihm, und er hat das ewige Leben in sich."

Das heilige Sakrament des Altars ist das wirkliche Sanctum Sanctorum der Christen, von welchem das Allerheiligste im Tempel des alten Bundes nur ein Vorbild war, und welches Vorbild, wie alle Vorbilder des alten Bundes, im neuen Bunde zur Wahrheit und Wirklichkeit geworden ist. Das Vernunftgemäße und zugleich Trostreiche in der Lehre der katholischen Kirche über das heil. Altarssakrament hat Herr Geiger in einer Predigt an das Christenvolk, welche im 1. Theil der Sammlung seiner Schriften (S. 192 bis 204.) zu lesen ist, in's Licht gestellt; derselben Schlußworte lauten: „Christen frenet euch mit mit mir, daß uns Jesus Christus dieses wichtige Geheimniß so deutlich geoffenbaret hat. Es ist das Band der Vereinigung mit Gott, das unsere Vernunft wünscht und fordert, aber nur durch den

deutlichen Ausspruch des Wortes Gottes erhält und eben darum vollkommen beruhiget wird, und diese Gegenwart Jesu in unsern Tempeln um so freudiger auffaßt, weil es unaussprechlich trostreich für das Herz ist. O Christen lernet die Wichtigkeit dieses Geheimnisses kennen; es ist der wichtigste Punkt aller Religion, weil es das Band unserer Vereinigung mit Gott durch Jesus unsern Mittler ist. O Christen, wenn ich dieses habe, so habe ich durch Christus in mir Kraft zum Guten, ich habe Stärke, das Elend dieser Erde zu tragen, weil ich es mit Jesus und weil es Jesus mit mir trägt; in der Stunde des Todes, wo aller übrige Trost weichet, habe ich Jesus den Gekreuzigten, Jesus den Versöhner in mir, daß ich mit guter Hoffnung, mit meinem Mittler, das Lösegeld für meine Sünden in den Händen, vor dem Richter erscheinen darf."

Wie die vier Hauptpunkte der christlichen Religion, nämlich Glaube, Kirche, Opfer, Sakramente, hat Herr Geiger auch die Lehren der katholischen Kirche über Bibel und Bibellesen, über Hierarchie, über die sieben Sakramente, die Beicht, den Ablaß, die Rechtfertigung, die Fürbitte der Heiligen, den Reinigungszustand, Disziplin, Ceremonien und Andachten der katholischen Kirche in steter Hinsicht auf die Verirrungen des Protestantismus behandelt, und das in allen diesen Beziehungen

Vernunftgemäße und Heilsame der katholischen Glaubenslehren zu beleuchten gesucht. Die Abhandlung, in welcher Geiger alle diese Gegenstände einen nach dem andern berührt, findet sich im ersten Bande seiner sämmtlichen Schriften von Seite 113—164.

Der katholische Lehrbegriff enthält alle Bedingnisse, unter welchen die Menschen selig werden können. Diese Bedingnisse hangen aber nicht von den Menschen ab, sondern sind für alle Menschen unabänderlich festgesetzt und liegen also objektiv gleich vor allen Menschen. Da alles, was der Mensch zur Seligkeit bedarf, im katholischen Lehrbegriff enthalten und nur in diesem Lehrbegriff alles enthalten ist, so folgt von sich selbst, daß die katholische Kirche die alleinseligmachende sei. Herr Geiger aber unterscheidet sehr bestimmt zwischen den zwei Fragen: was macht selig? und wer wird selig? Auf die erste Frage antwortet Geiger: nur die katholische Kirche macht selig; auf die zweite Frage lautet seine Antwort: nur der wird selig, welcher die einzig wahren Heilsmittel für sich gehörig anwendet und gebraucht. Aus dem Satz: die katholische Kirche ist die alleinseligmachende, folgt nicht: weder alle Katholiken werden selig, noch alle Nichtkatholiken werden nicht selig; wer selig werde oder nicht selig werde, weiß allein der Herzenskundiger, dem bekannt ist, welche Menschen die von ihm zur Seligkeit festge-

setzten Bedingungen erfüllen werden oder nicht. Diesen Gegenstand hat Geiger im ersten Bande seiner Schriften (S. 207—224) behandelt.

Diese Abhandlung schließt Geiger mit den Worten: „Jesus Christus stifttete für sichtbare, sinnliche Menschen auf dieser Erde eine Kirche, in welcher die Menschen zu Christen erzogen, gebildet und vollendet werden sollen. Es giebt also nur Eine, und zwar eine sichtbare Kirche, in welcher die Menschen zur Seligkeit herangebildet werden müssen. Diese Kirche aber muß alle nothwendigen Mittel besitzen, den gefallenen und zerrütteten Menschen zu heilen und zum göttlichen Leben zu erheben. Dazu braucht es nicht nur ein Lehrinstitut, sondern es ist schlechterdings ein Erziehungs=, Heilungs=, Stärkungs= und Zurechtweisungsinstitut, folglich eine seligmachende Kirche im wahren Sinne nothwendig, wie die katholische Kirche wirklich ist, und wie sie es nur allein sein kann.“

Eine solche lebendige und feste Ueberzeugung von der Göttlichkeit und der Nothwendigkeit der katholischen Kirche in Hinsicht auf das Heil der wirklichen Menschheit trieb Franz Geiger unwiderstehlich an, ohne weltliche Absichten, ohne Furcht und ohne Haß (sine ira et studio) Allem entschieden entgegenzutreten, was während seinen letzten Lebensjahren gegen Christus und seine Kirche auf Erden gesprochen, geschrieben oder gethan wurde.

Wer Christus oder seine Kirche angreift, sprach sehr oft Herr Geiger, greift mich im Innersten der Seele an, und ich werde gegen derlei Angriffe mich erheben und kämpfen, so lange ein Tropfen Blut in meinen Adern rinnt. Geiger ist diesem Worte getreu geblieben, und bis zum Ende seines Lebens haben die Feinde Christi und seiner Kirche den tüchtigsten und muthvollsten Gegner stets an ihm gefunden. Aus diesem heiligen Eifer giengen verschiedene polemische Schriften hervor, die für die Kirchengeschichte gegenwärtiger Zeit um so mehr Interesse haben, weil sie alle bedeutendern Anfeindungen des katholischen Christenthums berühren, und den jedesmaligen wirklichen Stand kirchlicher Gegenstände und Angelegenheiten beleuchten.

Franz Geiger als Polemiker.

Man hat Geiger mehr als einmal der Intoleranz gegen die Protestanten beschuldigen wollen; er aber stellte auf solche Beschuldigungen die Frage: wer ist tolerant, die Protestanten, welche sich gegen die Katholiken alle Lügen und Verläumdungen erlauben, oder die Katholiken, welche nichts anderes thun, als von sich abwälzen, was man mit Unrecht ihnen aufbürden will, und die mit dem

Lichte der Wahrheit die Irrthümer beleuchten, die man ihnen andichten möchte? Daß doch die intolerantesten Menschen immer von Toleranz sprechen! Die Katholiken wissen sehr gut, daß sie alle Menschen nicht nur toleriren, sondern lieben sollen; aber sie wissen ebenso gut, daß die Irrthümer nicht tolerirt werden dürfen; sie sprechen mit dem heiligen Paulus über alle Irrthümer das Anathem, weil sie es als eine Gotteslästerung ansehen würden, zu behaupten, Lügen und Irrthümer wären Gott so angenehm als die Wahrheit. Gegen den Irrthum und die Lüge, nie gegen irrende Mitbrüder ist meine Polemik gerichtet.

Man hatte ihm vorgeworfen, daß er zu sehr am Buchstaben des Christenthums hange, und, statt das ewige Evangelium, nur räumliche und zeitliche Formen desselben in Schutz nehme, Formen, welche wegfallen könnten, ohne daß für das ewige Evangelium Schaden erwüchse. Auf solche Vorwürfe erwiederte Geiger: „Es giebt freilich ein ewiges Evangelium, und dieses ist auch wirklich das Wesen, ohne welches alle religiösen Formen und Gebräuche unnütz und nichtig wären; dieses Wesen ist der Geist, ohne den alle Buchstaben nicht belebend, sondern nur tödtend sein würden. Allein das ewige Evangelium ist die göttliche Weisheit selbst; das ewige, unendliche, alles umfassende, an uns gesprochene Gesetz; die ewigen Bedingnisse, unter welchen ein vernünf-

tiges Geschöpf des Wohlwollens Gottes und der Einigung oder der Wiedervereinigung (religare-Religio) mit Gott würdig ist, oder würdig werden kann. Aber dieses unbegrenzte, alles umfassende Gesetz muß für uns Menschen in Zeit und Schranke gesetzt werden, weil wir es sonst in unserer Beschränktheit nicht erfassen könnten. Es muß, wie im alten Bunde auf steinerne Tafeln eingegraben und in der Arche aufbewahrt, allen Menschen zu allen Zeiten vor Augen gelegt werden; unveränderlich, weil es ewig ist. Die Arche ist die Kirche; die steinernen Tafeln sind die Glaubensbekenntnisse, die Symbole, welche der göttliche Geist durch die Kirche ausgesprochen hat und fortwährend ausspricht. Der Wächter darüber ist Gott selbst — das in die Schranke der Menschheit eingetretene, ewige Wort selbst, das aus dem Heiligthume seiner Kirche forwährend, ewig zu uns spricht, und selbst dieses ewige Evangelium ist: und darin liegt der Grund der Unfehlbarkeit der Kirche: Das Göttliche steht für uns in der Schranke da, — also eine sichtbare Kirche: Das Ewige steht für uns in der Zeit da, — also Unveränderlichkeit der Kirche. Die Menschen (Päpste, Bischöfe, Kirche), als Träger dieses Göttlichen, sind an sich fehlbar, sind vergänglich, veränderlich; aber das, was Gott durch sie uns darbietet, ist göttlich, ewig, unveränderlich. Deßwegen, wenn alle Bischöfe Bösewichter wären, scha-

det es der Kirche nichts, welche auch in den Zeiten Jesu göttlich war, obschon die Hohenpriester böse gewesen sind. Die Menschen können zwar sich davon entfernen, wie es die Häretiker von jeher thaten; aber der Kirche als solcher schadeten sie nichts; nur sie haben sich vom Felsen entfernt; die Kirche stund immer fest und wird ewig fest stehen. Auch wenn die meisten Menschen ihren subjektiven Schwindeleien nachliefen, so würde die Kirche für die wenigen Guten noch dastehen; weil Gott alle selig haben will, die selig werden wollen, und nicht selig werden können, als wenn sie sich den für sie objektiven, ewigen, unveränderlichen Gesetzen, Bedingnissen, Aussprüchen Gottes unterwerfen, die er uns durch die Kirche und die Kirche durch ihre Glaubensbensbekenntnisse, Symbolen, zu glauben und zu befolgen hinlegt.

Sobald man sich von der Kirche entfernt, in welcher das ewige Wort Gottes objektiv für uns dasteht (so zu sagen fixirt ist), so ist dem Menschen nichts anders mehr übrig, als seine subjektiven Ansichten, in welchen er nach dem Ewigen hascht; aber weil es unendlich ist, es nicht erhaschen kann; — es überfließt ihm — und wenn er des Haschens müde ist, so hat er — Nichts, wie wir es wirklich an allen Völkern sehen, die im alten und neuen Bunde außer der Kirche lebten: ihre subjektiven Lehrgebäude, ihre Systeme haben sich alle in Nichts aufgelöst.

So löset sich wirklich der Protestantismus in den Sozianismus auf, der eigentlich nichts ist, als das feinere Heidenthum.

Der letzte Grund des Christenthums oder des ewigen Evangeliums ist — wie der heilige Johannes am Ende seines Evangeliums bestimmt ausdrückt — daß Jesus wahrer Gottessohn, also Gott sei, und zwar Gott, der für uns bis in die Schranke der Menschheit herausgeht, um uns Menschen wieder mit Gott zu verbinden; weil zwischen Gott dem Heiligsten, und zwischen dem verderbten Menschen keine Verbindung (religio) möglich wäre, wenn zwischen beiden nicht ein Vermittler (ein terminus medius), also ein Gottmensch wäre, der beide zummenbindet."

Die polemischen Schriften Geigers, welche in der zweiten Abtheilung des ersten Bandes vorkommen, sind erstens gegen Heinrich Müller, Pastor zu Embrach im Kanton Zürich, gerichtet, der in einem Sendschreiben die Katholiken eingeladen hatte, an der protestantischen Jubelfeier Antheil zu nehmen, ein Sendschreiben, das Geiger mit dem Kunstgriff Joabs verglichen, der (2. Buch d. Kön. 20 K.) den Amosa in's Gesicht küssen wollte, während er ihm das Schwert in die Seite stieß.

Zweitens schrieb Geiger gegen Professor Schultheß in Zürich, dem er nachwies, daß er in einer lateinischen Rede, die derselbe ausgegeben hatte, alle Symbole weggeworfen, alle Dogmen, welche

bisher in allen christlichen Confessionen als wesentlich angesehen wurden, unter die unbedeutenden Dinge gesetzt, die Gottheit Christi geläugnet, die christliche Religion, als solche, aufgehoben und an ihre Stelle das feinere Heidenthum gepflanzt werde. Professor Schultheß wurde hierüber sehr erbittert und fuhr auf die roheste und ungezogenste Weise gegen Geiger los. Geiger erwiederte ganz ruhig: „Herr Schultheß möchte mir gern alle Protestanten über den Hals richten, allein ich habe es mit ihm allein zu thun, und nicht einmal mit seiner Person, sondern blos mit einigen Stellen aus seiner lateinischen Rede, die ich mit meinem Sendschreiben gerügt habe. Die Persönlichkeiten erlasse ich ihm alle; ich gebe ihm meine Person ganz preiß; die Grobheiten und ungewaschenen Schmähungen, mit denen seine ganze Schrift ausgeziert ist, überlasse ich den Fuhrleuten und den Fischerweibern, die vielleicht Behagen daran finden mögen. Ich habe es bloß mit der Sache zu thun."

Drittens schrieb Geiger gegen eine Schrift des Herrn Voß in Heidelberg in Hinsicht auf seine Schmähschrift gegen Stollberg, welche den Titel führt: „Wie Fritz Stolberg ein Unfreier wurde?" Geiger nimmt gegen die Anschuldigungen und den beißenden Spott des Herrn Voß, welcher Ausdruck wilder Leidenschaft war, den Herrn Stolberg kräftig in Schutz und zeigt, daß der Katholik kein Unfreier, sondern im Gegen-

theil der einzig wahrhaft Freie sei. Graf Stolberg, sagt Geiger, ward gerade da ein Freier, als er zur katholischen Kirche zurücktrat; denn gerade da zerriß er die Fessel des schwankenden Eigendünkels, des über den todten Buchstaben ewig brütenden Klügelns, ohne Sicherheit die Wahrheit gefunden zu haben. Er fand, daß er in Ansehung einer geoffenbarten Religion, die eine rheinhistorische Thatsache ist, sich einer Autorität unterwerfen mußte; weil eine historische Thatsache sich nur auf Autorität gründet. Nun fand er, daß er nur einer göttlichen Autorität sich frei unterwerfen konnte, weil der Mensch sich nur Gott mit Liebe — also frei unterwirft: und diese göttliche Autorität fand er weder in dem todten Buchstaben, noch in den täglich ändernden Exegesen seiner bisherigen Sekte, noch in den täglich abwechselnden philosophischen Systemen; sondern in der katholischen Kirche, bei welcher Christus sammt dem heiligen Geiste ewig bleibt, und durch sie spricht.

Dieser göttlichen bis an der Welt Ende sprechenden Autorität Gottes unterwarf sich Stolberg mit Liebe, also frei. Und dadurch wurde er erst wirklich frei, da er zuvor von menschlichen — also unsteten Meinungen befangen — also ein Unfreier war.

Worin bestünde denn die Freiheit, wenn nicht in der Ueberlegenheit des Göttlichen und Ewigen, oder überhaupt des Geistigen über das Irdische?

denkt man denn, es wäre jener Uebertritt Stolberg nicht nur leicht gewesen, sondern hätte sogar aus schwacher sklavischer Hingabe hervorgehen können? nimmermehr! — Nein, wenn auch die falsche Voraussetzung, auf die sich die Voßsche Behauptung stützt, wahr wäre, mußte Stolberg, als der über sich vermochte, einer einmal anerkannten, höchsten Wahrheit (nun objektiv wahr, oder irrig) alles zu opfern, hochgeachtet werden. — Allein es war Wahrheit, die mit ihm rang, und es kostete ihn gewiß kein Kleines, ihr jene Opfer zu bringen, die sie gebot, und unabweislich heischte! Da erschien Stolberg größer und freier dann er selbst; es war die Freiheit der Wahrheit, des Göttlichen, Gottes, — die ihn entflammte und in ihm ihren Sitz aufschlug. — Wer sein Leben wegen meiner verliert, der, der erst wird es finden, sagt Christus: sollte das nicht von dem geistigen Leben der Freiheit, ja von ihr ganz eigen gelten?"

Am Schlusse seiner Kritik einer Schmähschrift von Doktor Paulus in Heidelberg gegen Stolberg schreibt Geiger: „Da sitze ich nun; — die Geschichte Jesu von Stollberg vor mir, und nebenzu — die winzige Kritik des Dr. Paulus. Stolberg erhaben, mit hohem Blick das Ganze, die Grundidee der großen Weltgeschichte im Auge, und so einige dunkle Ausdrücke in den Zeugen durch das Ganze beleuchtend: und neben ihm der kleine Dr. Paulus, nach Art geistloser Buchstabenexegeten die

einzelnen Wörtleins anatomirend, und bemüht, durch selbe einige dunkle Flecklein in das Ganze hineinzubringen. Es kömmt mir gerade vor, wie wenn der große Physiker die Grundidee des ganzen Baumes umfassend, die einzelnen Theile aus dieser Idee beleuchtet: da der Pedant unten steht, mit den Blättern tändelt, und sich zankt, ob dieses Blättlein nicht eher dem Blatte eines Birnbaumes als eines Apfelbaumes, oder gar einer Nußstaude gleicht. — Wenn solche Männleins neben Stolberg stehen, da erscheint mir Stollberg erst recht erhaben groß.

Ein viertes polemisches Schreiben erschien von Geiger gegen Professor Krug in Leipzig und Studer in Bern in Hinsicht auf Herrn Karl Ludwig von Haller. „Es ist ganz natürlich“, sagt Geiger, daß Herr von Haller sehr viele Feinde hat. Durch seine Restauration hat er die ganze, nicht geringe Masse der sogenannten heutigen Liberalen gegen sich aufgebracht, indem er durch dieses Werk einen fürchterlichen Strich durch ihre Rechnung machte. Auch ist es ganz natürlich, daß die alten Protestanten, die noch gutmüthig am Hergebrachten hangen, verdrießlich werden mußten, da sie sahen, daß eine Zeit her gerade ihre gelehrtesten Männer, wie Graf Stolberg, Friedrich Schlegel, Adam Müller, Werner ꝛc. zu jener Kirche übertreten, welche ihnen die von Kindheit an eingesogenen Vorurtheile mit so schwarzen Farben

abmalen. Und nun tritt noch Herr von Haller, Abkömmling des Reformators Haller, ein in dem ganzen civilisirten Europa unter den Gelehrten erster Klasse berühmter Mann auch noch zu der ihnen so verhaßten Kirche über! — das mußte freilich wehe thun. Zu was für einer Klasse dieser Hallerischen Feinde Herr Professor Krug gehört, der eine Prüfung des Briefes herausgab, den Hr. von Haller an seine Familie schrieb, — das will ich nicht entscheiden, aber das ist gewiß, daß kein Mensch das aus dem Briefe herausgebracht hätte, was Hr. Krug herausbringt. Von diesem Briefe sind schon Uebersetzungen in deutscher, flamändischer, holländischer, italiänischer, englischer Sprache, und bereits über dreißig Auflagen veranstaltet worden. Tausende und wieder Tausende haben ihn gelesen, aber gewiß hat Keiner das in diesem Briefe gefunden, was Herr Krug. Da beurkundet sich die exegetische Kunst der neuesten Zeit im höchsten Grade, welche aus Weißem Schwarzes, aus Wahrem Unwahrheit, und selbst aus dem Evangelium einen verliebten Roman zu gestalten im Stande ist."

Nachdem Geiger 10 Unwahrheiten, 3 Verläumdungen und 2 unsittliche Grundsätze, welche Professor Krug im Sendschreiben des Herrn Haller an seine Familie über seinen Uebertritt zur katholischen Kirche entdeckt haben wollte, beleuchtet und ihre gänzliche Nichtigkeit ins Licht gestellt hatte, bemerkt er, „daß sich Hr. Krug nicht einmal eine

Vorstellung machen könne von dem seligen Gefühl, das in dem wahren Katholiken rege wird, wenn er vom Empfange der heiligen Sakramente der Kirche zurückkömmt, wo er sich so wahrhaft mit Jesus Christus und seinem heiligen Geiste vereiniget hat: wo er seine ganze Nichtigkeit fühlt, und zugleich fühlt, wie alles Gute, das in seinem Herzen liegt, alle guten Gedanken ihm durch die Gnade des heiligen Geistes mitgetheilt werden; wenn er es fühlt, daß ihn derjenige zu allem Guten erleuchte, der alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt eintreten, und der jetzt in ihm wohnet — wenn er dann im Dankgefühl aufruft: Herr, alles Gute, das ich habe, das ich thue, das ich schreibe, ist von dir! — wenn er dann diese Herzensergiessung seinen innigsten Freunden hinschreibt, für die der schöne Brief ursprünglich bestimmt war — was liegt denn so gar Unbescheidenes in dem Briefe? Hat nicht auch der heil. Paulus in seinen Briefen ähnliche Ergießungen? Ich habe mehr gearbeitet als alle übrigen: aber nicht ich, sondern die Gnade Gottes mit mir — ich kann alles durch den, der mich stärket, ꝛc. ꝛc. und die seligste Jungfrau! Gott hat große Dinge an mir gethan; alle Geschlechter werden mich selig preisen ꝛc. Wie spricht oft der gottbegeisterte David und die andern Psalmisten? Man sage nicht, mit all' diesen dürfe Hr. von Haller nicht verglichen werden; denn da kömmt

es auf mehr oder weniger nicht an, die Bescheidenheit oder der Hochmuth sind dasselbe beim Millionär oder Bettler."

In der Kritik einer Schrift, welche Hr. Studer, Professor der praktischen Theologie in Bern, gegen das vorbemeldte Sendschreiben des Herrn von Haller herausgab, bemerkt Geiger unter Anderm in Bezug auf die unsichtbare Kirche, welche derselbe an die Stelle der römischen Kirche, als die einzig allgemeine und somit wahrhaft katholische setzen wollte: „Von dieser unsichtbaren Kirche wußte kein Mensch, zu keiner Zeit, an keinem Orte etwas, bis die sogenannte Reformation durch die Katholiken gedrängt — wo denn ihre Kirche vor Luther war? erst auf den Einfall gerieth, eine unsichtbare Kirche zu erdichten. Diese unsichtbare Kirche ist uns freilich nichts neues mehr: aber auch die Demonstratio ad absurdum dieser unsichtbaren Kirche, welche Bossuet und alle katholischen Schriftsteller so siegreich geführt haben, ist nichts neues; allein — diese Bücher liest man nicht, geht über die Kirche hinaus, welche Christus auf einen Berg hingestellt hat, damit sie von Allen konnte gesehen werden, und lauft einer geistigen und unsichtbaren nach, die ohne Leib von diesen Menschen unmöglich erfasset werden kann. Jesus will Christen haben: die Menschen müssen also zu Christen gebildet werden; Christus errichtete wirklich eine solche Bil-

dungsanstalt — und diese Bildungsanstalt ist die katholische Kirche — der Leib der Kirche: *bei* diesem Leib bleibt Jesus Christus bis an das Ende der Welt; Er ist die Seele davon. Der Geist ist unsichtbar, aber der Leib, der von diesem Geiste belebt wird, ist sichtbar, muß sichtbar sein, weil sichtbare Menschen nur durch eine sichtbare Bildungsanstalt gebildet werden können. Die heidnischen Kaiser haben die Kirche verfolgt, wäre sie unsichtbar gewesen, so wäre das Blut der Martyrer gewiß nicht stromweise geflossen."

„Drei berühmte Männer", sagt Geiger, „stehen gegen Herrn von Haller auf: Hr. Krug, ein unter den Philosophen bedeutender Name, ein beliebter Schrifsteller: Hr. Studer, ein geübter Theologe, dessen Aussprüche die Aussprüche einer höhern Behörde zu sein scheinen: und Hr. Paulus, ein in der literarischen Welt als großer Philologe und Historiker allgemein bekannter Gelehrter. Diese drei berühmten Männer stehen also als Repräsentanten des Protestantismus gegen unsere heilige katholische Kirche da. Es scheint aus ihrer ernstlichen Sprache, daß sie allen Scharfsinn in Bewegung setzten, um alles gegen unsere Kirche zu sagen, was sich gegen sie von gewissen Leuten sagen läßt. Unterdessen wie gering diese Ausbeute ausfiel, haben wir in den zwei erstern Schriften gezeigt. Ich bitte also meine katholischen Leser — denn für diese allein schreibe ich — das dort

Gesagte zu überlegen und dann die Noten des Dr. Paulus herzhaft zu lesen, weil wir Katholiken auch die Schriften der Protestanten lesen, alles prüfen und das Gute behalten; und sie werden sehen, daß Dr. Paulus im Grunde nichts anderes sagt, als was die Erstern auch schon gesagt haben; wo ich mich also nicht selbst wiederholen will.

Wie gegen alle antichristlichen und antikirchlichen Erscheinungen von einigem Gewichte im Gebiete der Literatur, war Geigers Polemik nicht weniger auch gegen alles gerichtet, was immer Christus und seine Kirche angefeindet. Im ersten Bande seiner gesammelten Schriften steht eine historische Darstellung des Zeitgeistes, die in mehrfacher Hinsicht merkwürdig und ein natürlicher und getreuer Wiederschein oder Ausdruck der sich allzeit gleich gebliebenen Denkungsart und Ueberzeugung des Verfassers ist. „Schon öfters", schreibt Geiger, „dachte ich dem Ausspruche unsers Herrn Jesus Christus nach, da er zu den Juden sagte: Euer Vater ist der Teufel, denn ihr thut seine Werke; und niemals war mir dieser Ausspruch so einleuchtend, als in unsern Tagen, wo uns gewisse Leute die Wahrheit dieses Satzes mit blutigen Farben vor die Augen hinzeichnen.

Der Grund alles Bösen, das der Satan gewirkt hat und noch wirket, — das ihn eigentlich zum Satan macht, liegt in dem Unabhängigkeits-

sinn (Hochmuth, Hoffart). — Da kein Geschöpf von seinem Schöpfer — der in ewiger Gegenwart gegen sein Geschöpf steht — jemals unabhängig sein oder werden kann, so setzt sich das Geschöpf, das sich unabhängig machen will, in direkte Opposition mit dem Schöpfer, der es dann mit seiner unwiderstehlichen Kraft nothwendig abstoßen muß; sowie der reissende Strom Alles, was sich entgegenstemmt, überwirft. Dieses Abstoßen, Wegwerfen traf den Satan.

Satan brachte seinen Unabhängigkeitssinn dem ersten Menschen bei. Adam wollte durch ein Mittel, das ihm Satan anrieth, aus sich selbst werden, was er nur durch Abhängigkeit von Gott, und also durch Anhänglichkeit an Gott hätte werden können und sollen. Und deßwegen ward auch er von Gott abgestoßen. Er that die Werke Satans."

„Nun ist", fährt Geiger noch später fort, „der jetzige Zeitgeist kein anderer als eben dieser Unabhängigkeitsgeist, welchen Satan unter den Menschen aufweckt, um das Werk Gottes zu zerstören. Niemals war Satan auf Erden geschäftiger als gerade jetzt; aber damit er sein Wesen desto sicherer forttreiben konnte, ließ er vorher durch seine Adepten seine Existenz läugnen. Auch dieses Läugnen gehört in seinen Plan. Wer den Satan sichtbar sehen will, der sehe hin auf die Furien von sogenannten Menschen, welche in Frankreich gewüthet haben, welche in Spanien und Amerika wirklich

wüthen, welche in Neapel gewüthet, und welche in Deutschland, Engelland und der Schweiz im Hinterhalt lauern. Die Wahrheit drängt sich ja unwillkürlich zum Munde heraus, daß wir sagen müßen: ja — dieses ist satanische Bosheit; weil wir wohl innerlich überzeugt sind, daß solche Bosheit nicht in dem Wesen des Menschen liegt, wenn sie ihm nicht von Außen beigebracht wird. Und die Grundlage von Allem ist ja gerade das Unabhängigkeitssystem, das aus Satan geboren und vom Satan in die Welt ausgestreut ward, und welches er durch die geheimen Gesellschaften so fleißig pfleget, damit ja sein Reich auf der Erde fortbestehen möge.“

Den Unabhängigkeitssinn, welcher die Grundlage aller Zerstörungen ist und wird, flößte Satan vorerst, besonders zur Zeit der Reformation, gegen die kirchlichen Autoritäten ein, und untergrub sie allmälig; später gegen weltliche Obrigkeiten, und zernichtete so die Gewalt des Staates. Zur Erreichung seines Zweckes bedient sich Satan nicht zwar der wahren, wohl aber betrunkener Gelehrten, die in ihrem Rausche tollkühn darniedertreten, was ihnen in Weg tritt. Zweitens auch der Jünglinge, die aus unsern neuen Erziehungsinstituten hervorgehen. Die dritten sind die schnell reich gewordenen Kaufleute, die Banquiers, die es gar nicht begreifen können, daß sie noch nicht Könige sind; die hungrigen Advokaten, die glauben, sie

wären würdiger auf dem Richterstuhle zu sitzen, als vor den Schranken zu stehen; die Wollüstlinge, die eine gute Regierung hindert, vollends Schweine zu werden. Die der vierten Gattung sind jene, deren sich nicht so fast Satan selbst bedient, sondern welche die Unabhängigkeitsapostel nur als Jagdhunde brauchen, — es ist der niedrigste Janhagel, die Hefe des Volkes, die nächsten Anverwandten des Satans, die ihm schon lange angehörten; es sind Leute ohne Religion und Sittlichkeit, welche ihre begüterten Mitmenschen mit wüthendem Neide anschielen, und nur auf das erste Signal zum Mord und zur Plünderung warten. — Dieses sind die vier Hauptdivisionen des Satans; dann giebt es noch Plänkler, und das sind einige liederliche Geistliche, ausgeleerte Spieler; banquerutirte Spekulanten und abgedankte Offiziere vom neuen Schlage. Das Vehikel, seinen Unabhängigkeitssinn desto schneller unter das Volk zu verbreiten, ist die Preßfreiheit; da werden Sachen gedruckt, denen man es wohl ansieht, daß sie Satan dictando eingegeben hat. Zu weiterm Behufe werden Lesegesellschaften errichtet, damit unter dem Titel von Volksaufklärung Alles um einen wohlfeilen Preis lesen kann, was die Preßfreiheit Erbauliches aushecket. Auch werden neue Erziehungsinstitute errichtet, in welchen der Hauptgrund der Erziehung darauf berechnet ist, den Menschen, wie sie es nennen, selbstständig zu machen. Diese Selbst-

ständigkeit heißt auf der Kehrseite: Unabhängigkeitssinn, den aber auch alle von diesen Instituten zurückkehrenden Jünglinge auf der Stirne tragen, und weder Gott noch Menschen mehr fürchten."

Weil dem satanischen Unabhängigkeitssinn nichts mehr entgegenwirkt, als die Religion und ihre Institutionen, so ist der Zeitgeist, mit auffallender Wuth, gegen diese gerichtet; Satan dringt darauf, daß kirchliche Institute, z. B. die Klöster, aufgehoben, die Kirchengüter eingezogen und zur Unterstützung und Beförderung seiner Absichten schnell zersplittert werden, damit die Unmöglichkeit eintrete, die Diener Christi und die zur Fortpflanzung der Religion nothwendigen Anstalten zu erhalten.

Daß aber der gegenwärtig herrschende Zeitgeist aus dem Satan seinen Ursprung habe, geht unwidersprechlich aus der unverkennbaren Tendenz desselben hervor; denn wie Satansreich dem Reiche Gottes, steht der Zeitgeist dem Geiste Gottes, der in der Kirche sich verkörpert und durch sie sich offenbaret, geradezu entgegen: „Das Reich Gottes geht von der höchsten Einheit aus, und führt zur höchsten Einheit: das Reich des Satans geht auf Uneinigkeit, Auflösung aus, und führt zur Zerstörung. Es löset das Band zwischen Gott und den Menschen, und das Band der Einigkeit unter den Menschen selbst: so sehen wir, daß wo dieses Satansreich beginnt, die heiligsten Bande der Natur und Freundschaft zerrissen, die heiligsten

Bande der Natur und Freundschaft zerrissen, und Söhne gegen, und Brüder gegen Brüder zu Anklägern und Henkern werden. Auch läßt es sich erklären, woher das Sprüchwort kömmt: daß die Revolution ihre eigenen Kinder frißt; denn Jeder will unabhängig seyn, Jeder will zunächst an der Kasse stehen, um zuerst zu nehmen; da steht also Einer dem Andern im Wege: und weil jeder Einzelne zu schwach wäre, so bilden sich die Pfiffigsten ihre Factionen, wo alsdann eine die andere stürzt: damit aber die Gestürzte sich nicht mehr rächen kann, mordet man sie.

Dann kömmt die Zerstörung — eigentlich des eigenen Heerdes, der besten und herrlichsten Institutionen, selbst der Gebäude. Es wäre unbegreiflich, wie die Menschen gegen sich selbst wüthen können, wenn wir den Höllenplan nicht kennten, den Satan in seiner Verworfenheit ausgebrütet hat. Aus den Früchten kennt man den Baum."

Der jetzige Zeitgeist bewährt seine satanische Abkunft und Wesenheit als Geist der Lüge: man lügt das Volk an, daß man es glücklich machen wolle, und macht es sicher unglücklich; der Beweis davon liegt bei allen revolutionierenden Völkern offenbar vor Augen; — als Geist der Zwietracht und Wuth, die bei jedem Ausbruch dieses Geistes auch unfehlbar mit ausbricht, und die Liebe und Einigkeit in den Familien auf einige Gernerationen nothwendig zerstören muß; — als Geist der

Zerstörung, der alles Bestehende zertrümmert und aus den Trümmern unmöglich wieder etwas Gutes hervorrufen kann; — als Geist des Aufruhrs, wo sich dieser Satansgeist in seinem ganzen Elemente befindet, sich von Gott und den Menschen unabhängig wähnt, und auf sein eigenes Elend stolz ist; — als Geist der Verzweiflung, mit welcher das ganze Trauerspiel endet, wenn das Volk aus seiner Täuschung erwacht, sich betrogen findet, und Alles, was er Gutes hatte, ringsumher zerstört sieht. Sehet euch um in der Geschichte des Tages, betrachtet die französische Revolution mit allen ihren Gräueln; betrachtet die spanische, die so eben in ihrer Gährung ist; betrachtet die neapolitanische, die, so Gott will, ausgegohren hat; sehet ob sie sich nicht alle gleich sehen, wie ein Tropfen Wasser dem andern, — ein unumstößlicher Beweis, daß es ein und derselbe Plan ist, von Satan bei seinem Sturze angelegt, und in die Welt von seinen Satelliten vorbereitet. — Es dünkt mich, ich sehe ihn, diesen Fürsten der Hölle, auf der Zinne eines noch halb stehenden zerstrümmerten Tempels oder Spitals sitzen, in einem höllischen Lächeln sich selbst gefallend, wie er da vom Blute triefende Schlachtopfer seines Unabhängigkeits-Plans sieht, und alle die Gotteslästerungen hört, welche seine menschlichen Untersatane in ihrem Aufruhrstaumel zum Himmel aufbrüllen, und sich der gestürzten Religion freuen. Da freuet

er sich mit, und spricht mit verzweifelndem Hohne: Sehet da! dieses ist mein Werk!

Dies ist der wirkliche Zeitgeist, wenn wir ihn in seinem Grunde untersuchen, und ihn in seiner gesellschaftlichen Entwicklung betrachten. — Läugnet mir den Satan, und seinen Einfluß auf die Menschen, und erkläret mir, wenn ihr könnet, das Unheil, das auf der Menschheit in unsern Tagen lastet! dieser Zeitgeist verräth es aus seinen Früchten, wessen Vaters Kind er ist. Ich begreife es jetzt, was es sagen will: „Euer Vater ist der „Teufel; denn ihr thut seine Werke.“

So lange der gegenwärtige Zeitgeist herrscht, kann und wird die Revolution kein Ende nehmen, sondern von einem fürchterlichen Ausbruch zum andern kommen. „Alle Gesellschaften auf dieser Erde“, behauptet Geiger, „sind nur Radien, die aus Einem Mittelpunkte (Gott) ausgehen, und wieder in Gott zurückkehren; und diese bilden in Verbindung mit dem Mittelpunkte die Eine große Gesellschaft. Nimm den Mittelpunkt hinweg, so haben die Radien ihre Richtung verloren; werden und müßen excentrisch werden, und in das Chaos übergehen.

Einem Menschen, als solchem, unterwerfe ich mich nicht, wohl aber Gott; und diesem unterwerfe ich mich frei, mit Liebe, weil ich weiß, daß ich von ihm bin, und daß alles, was ich bin und habe, von ihm ausgeht. Nur wenn Gott selbst mir sagt,

daß ich mich einem Menschen als seinem Statthalter oder Minister unterwerfen soll, thue ich es gern, ich thue es mit Liebe, also frei, weil ich mich alsdann nicht mehr einem Menschen als solchem, sondern Gott selbst unterwerfe. Aber dazu muß ich schon das Verhältniß kennen, das ich zu Gott habe, und das Er zu mir hat: und dieses Verhältniß drückt die Religion aus: ohne Religion giebt es also keine Unterwerfung unter einen Menschen, außer eine erzwungene, widerrechtliche, oder Despotie, von welcher ich mich bei der nächsten Gelegenheit wieder zu entledigen suche. Nun sagt die Religion (Sap. 6.), daß der Regent Minister Gottes sei; daß alle Gewalt von Gott ausgehe: und der heilige Paulus (ad Rom.) will, daß wir den Mächten als Gottes Ministern gehorsamen sollen, und zwar dem, der das Schwert trägt, weil es keine Gewalt giebt, als die von Gott ausgeht.

Ehedem haben sich deßwegen die christlichen Könige und Fürsten bedeutungsvoll von Gottes Gnaden geschrieben: sie wußten also, daß sie seine Minister waren, die nur im Sinne ihres Prinzipalen — folglich göttlich, d. i. nach den Gesetzen der Religion herrschen durften; da wurde gut regiert. Das Volk wußte, daß der Fürst Minister Gottes war, und deßwegen unterwarf es sich gern, frei, weil es sich Gott selbst unterwarf. Aber da die Regenten sich schämten, ferner sich von Gottes Gnaden zu schreiben; da sie glaubten, sie brauchten

die Religion gar nicht; da sie Selbstherrscher sein wollten, so waren sie nichts anders mehr als Menschen; und da wachte der Freiheitssinn unter den Völkern auf, und sie fragten sich: warum soll ich mich Jemand unterwerfen, der nichts und wieder nichts ist, als ein Mensch, wie ich?“

„Unter vielen falschen Grundsätzen (schreibt Geiger in einer Abhandlung über Volkssouverainität), mit welchen der Zeitgeist ganze Völker verwirrt und dessen fürchterliche Folgen jeder redliche Mann mit Händen greifen kann, ist der Grundsatz: alle Gewalt geht vom Volke aus. Die heiligen Schriften des alten und neuen Bundes widersprechen diesem Grundsatz, den, als falsche Waare, unter Christen einzuschwärzen, dem neuen Heidenthum gelungen ist. In diesem Satz liegt vorerst ein Widerspruch: denn man setzt, schreibt Geiger, schon voraus, wovon erst die Frage ist, nämlich man setzt schon ein Volk, aus welchem die Gewalt ausgehen soll, ehe mun untersucht hat, wie eine Menge Menschen zu einem Volke geworden ist; denn eine Menge Menschen ohne gemeinschaftlichen Zweck; herumschweifende Horden ohne gemeinschaftlichen Verband sind noch kein Volk. Im Zustande der Natur steht der Hausvater mit seiner Familie ganz isolirt da, wenn der erste Stammvater nicht mehr lebt, der seine Söhne, Enkel ꝛc. in eine Familie zusammenbindet. Es müßen demnach mehrere Familienväter zusammentreten, um

ein Volk auszumachen. Die Frage ist also: wie kommen diese Familienväter zusammen? Durch einen Zufall, und dazu des nämlichen Zweckes wegen? — das wird doch niemand im Ernste behaupten wollen. Werden sie aber von Jemand zusammenberufen, muß nothwendig dieser Jemand schon ein Ansehen (Kraft, Macht oder Ueberlegenheit, wie man es immer nennen will) über sie haben, sonst hätten sie sicher nicht seinem Aufrufe entsprochen. Dieses Ansehen oder diese Ueberlegenheit aber gieng gewiß nicht vom Volke aus, welches erst durch diese Ueberlegenheit zum Volke werden sollte. Diese Ueberlegenheit mußte also schon vorher da gewesen sein.

Ich dächte, man habe bei Aufstellung dieses Satzes den wichtigen Unterschied zwischen physischer und moralischer (geistiger) Gewalt nicht genug erwogen. Die physische Gewalt geht freilich vom Volke aus, wenn es einmal als Volk dasteht, allein es muß schon vorher eine moralische Kraft vorhanden sein, welche ein Volk zusammenbringt, und seine physische Kraft in einen Mittelpunkt vereiniget, und zu einem gemeinsamen Zweck leitet; sonst schläft sie, und ist, als wenn sie nicht da wäre. Wenn ich eine zahlreiche Heerde von Pferden habe, liegt die physische Kraft, eine große Last wegzuführen, richtig in den Pferden; ist aber keine moralische Kraft da, welche diese physische Kraft zusammenbindet und sie zu einem Zwecke leitet,

werden alle diese zahlreichen Pferde ewig keine Last fortbringen.

Man sage mir nicht: das Gleichniß passe nicht für Menschen, die Vernunft haben; denn eine Menge Menschen, oder auch, wenn man will, ein Volk — als solches hat so wenig Vernunft, als eine Menge Pferde. Jeder einzelne hat zwar Vernunft, aber eines jeden seine Vernunft hat so verschiedene Ansichten, Maximen, Wünsche und Zwecke, daß diese Einzelnen so wenig ein geregeltes Volk ausmachen, als eine Heerde von Pferden ein geregeltes Gespann bilden, wenn nicht vorher schon eine höhere Vernunft, eine Ueberlegenheit vorhanden ist, welche die zerstreuten Radien in einen Mittelpunkt vereiniget und leitet. Ohne diese moralische Kraft, welche die in der Menge liegende physische Kraft oder Kräfte erst zur Einheit bringt, — also nicht von der Menge ausgehen kann — ist es gar nicht gedenkbar, wie eine Menge zum Volke werden soll. Nicht einmal bei einem schon bestehenden Volke geht die moralische Kraft von ihm aus, sondern entweder steht sie schon in den Führern des Volkes da, oder Einer oder Einige bemächtigen sich derselben, und leiten die physische Kraft des Volkes zu seiner Wohlfahrt oder zu seinem Unglücke. Die väterliche Kraft geht doch gewiß nicht erst aus den Kindern hervor, die Lehrkraft nicht aus den Schülern und die kriegerische Kraft eines guten Generals nicht aus den Sol-

daten. Diese moralische Kraft muß schon da sein, und um diese Kraft sammelt sich erst eine Menge, die nur durch sie erst zur Gesammtheit wird. Die moralische Kraft aber geht unstreitig von Gott aus, der dem Vater das väterliche Uebergewicht, dem Lehrer den bessern Verstand, und dem General das umfassende Genie ertheilt, und es in seiner Vorsehung fügt, daß solche Kraftmänner an ihre Stelle zur rechten Zeit treten.

So wenig die Gesammtgewalt, geht auch der Gesammtwillen oder der so gepriesene allgemein vernünftige Willen vom Volke aus: dieser vorgebliche Volkswille ist überall ein gemachter Wille, der nicht vom Volke ausgeht, sondern von den Demagogen dem Volke aufgedrungen wird: diese Demagogen sagen dem Volke: „du mußt wollen dich einschränken, damit die Anderen neben dir auch bestehen können: du mußt wollen Abgaben bezahlen, weil ohne sie das Wohl des Ganzen nicht befördert werden kann. Anstatt also daß das Volk seinen Willen in die Hände dieser Ueberlegenen hingiebt, legen vielmehr diese ihren vernünftigern Willen in das Volk hinein; und beweisen eben dadurch, daß schon eine Ueberlegenheit vorher da sein muß, durch welche erst eine Menge zum geregelten Volk werden kann, dessen Wille Einheit hat.“

Was vom Gesammtwille des Volkes, gilt auch von der Constitution eines Staates; auch diese

geht nie vom Volk aus, sondern wird dem Volke gegeben und mehr oder weniger demselben aufgedrungen. Man sagt dem Volke, daß es nur in einer Constitution sein Heil finden werde, aber dem Volke ist gewöhnlich durch eine neue Constitution so wenig geholfen, als einem Lehrinstitut, wo laue Professoren und träge Studenten sind, mit einem neuen Schulplan. Die Demagogen finden ihr Intresse bei neuen Constitutionen, wenn sie das Staatsruder in die Hände bekommen und dem Staatsschatze näher gerückt werden.

Die moralische Gewalt oder Ueberlegenheit ist die Hauptsache, diese geht aber von Gott aus, und ist das Werk der leitenden Vorsehung, welches zu gewissen Zeiten Männer mit Kraft zum Wohle eines Volkes ausrüstet, oder auch Regenten den Verstand nimmt zur Strafe eines sittenlosen Volkes. Das Mittel gegen Despotie und Tyrannei findet das Volk nirgends als bei Gott! So lange die Völker Religion, und folglich Sittlichkeit ehren, wird ihnen Gott, als seinen Kindern, auch gute Väter auf Erden senden: sind sie aber ausgeartet, wird er ihnen zur Strafe, oder Besserung, Despoten, oder was noch weit ärger ist, philosophische Tyrannen schicken, welche diese ausgearteten Menschen, entweder durch Elend wieder an einen Gott glauben lehren, oder sie mit kaltem Blute abschlachten, wie wir es in unsern Tagen gesehen haben, noch sehen, und, leider — dennoch nicht klüger werden.

Aus diesem Wenigen lassen sich die politischen Grundsätze leicht ableiten, von welchen Geiger durchdrungen und belebt ward. So oft er in Bezug auf Gegenstände des weltlichen Reiches die Feder ergriff, schrieb er nur vom Gesichtspunkte solcher Grundsätze aus.

Wir finden Ende des ersten Bandes der Sammlung seiner Schriften eine Abhandlung über das Placetum regium, welche durchweg den nämlichen Geist athmet. Das Placetum regium kann, wenn es nicht zu Verwirrungen und Rechtsverletzungen führen soll, aus welchen nur die Feinde des Staates und der Kirche Nutzen ziehen, in nichts Anderem bestehen, als in gegenseitiger Mittheilung der Verordnungen des Staates und der Kirche. Als freundliche Mittheilungen solcher Art betrachtet, wird die Kirche das placetum nicht ungern haben, „sie wird vielmehr ihre Verordnungen willig den Regenten zur Einsicht übergeben, um sie zu überzeugen, daß sie niemals etwas, was nicht zu ihrem eigenen Wohl gereichet, anordne. Allein das Wort selbst: Placet (tel est mon bon plaisir) hat schon etwas Widriges, es hat gegen die Kirche einen anmaßenden Sinn, den der Staat von Seite der Kirche nicht zulassen würde; auch ist es bekannt, welche Bedeutenheit und Ausdehnung gewisse Wörter in gewissen Umständen erhalten können. Daß aber dieses Wort, Placet, die schlimme Bedeutung und eine anmaßende Ausdehnung in

den neuern Zeiten wirklich erhalten habe, ist historische Thatsache. Man hat das Placet in eine Erlaubniß verkehrt, die man ertheilen oder abschlagen kann, wie man will, dergestalt, daß in unseren Tagen der Pabst und die Bischöfe ohne Erlaubniß der Fürsten, oder besser, ihrer gegen die Kirche oft übel gesinnten Minister nicht mehr zu ihren Gläubigen, — die Gläubigen nicht mehr zu ihrem Haupte — der Vater nicht mehr zu seinen Kindern — der Hirt nicht mehr zu seinen Schafen sprechen darf. Man handelt, wie wenn die gesetzgebende Macht der Kirche von der Willkühr der weltlichen Regierungen, oder von der Laune ihrer Minister abhienge.

An protestantischen Fürsten ist diese Behandlungsart der katholischen Kirche nicht befremdend, da sie bei den Ihrigen selbst Summi Pontifices sind, und die katholische Kirche nicht kennen, oder nicht anerkennen wollen. Aber unbegreiflich ist, wie katholische Regenten eben so handeln können, da sie doch in der Kirche nichts anderes sind, als Söhne der Kirche, freilich die achtungswürdigsten. Nun ist der Papst der Hausvater der ganzen Kirche, die Bischöfe sind Väter, jeder seiner Kirche: wie kömmt es, daß der Vater in seinem Hause nichts sollte ordnen dürfen, ohne Erlaubniß seiner Kinder? Gott hat, wie der heilige Paulus sagt, die Bischöfe aufgestellt, die Kirche Gottes zu regieren, soll der Regent von denen, die er aus Gottes Auf-

trag regieren soll, erst Erlaubniß erhalten, ob, wann und wie er sie regieren darf?

Wo hat der heilige Petrus und die übrigen Apostel vom Nero und Domitian, wo haben die Nachfolger der Apostel von den römischen Kaisern oder ihren Landpflegern ein Placetum gebraucht, die ihnen von Jesus Christus anvertraute Heerde zu sammeln oder zu weiden?

Es gehört aber zu den großen Widersprüchen unserer Zeit, schreibt Chorherr Geiger, daß man die Preßfreiheit den Bischöfen in Ansehung kirchlicher Verordnungen versagt, während man sie mit so vielem Gepränge ausposaunt, und mit Bewilligung, oder doch ohne Widerspruch der Regenten, jedem hirnlosen Scribler gestattet, der dieselbe nur dazu mißbraucht, um die öffentliche Meinung zu verwirren, und noch den letzten Funken von Religion und Rechtschaffenheit in den Herzen des Volkes zu vertilgen. Den Bischöfen hingegen versagt man diese Preßfreiheit, eben als wenn man es geflissentlich darauf anlegte, sie zu hindern, dem Uebel entgegenzuarbeiten!

Die Pfarrer sind noch besser daran, als wirklich ihre Bischöfe; von ihren Predigten, Christenlehren und Zusprüchen im Beichtstuhle hat man endlich noch kein Placetum gefordert, obschon sie mit dem Papste und den Bischöfen im engsten Verbande stehen, und diese eigentlich nur durch die Pfarrer auf das Volk einwirken. Vielleicht hoffen

die Zeitmänner den Pfarrern ihr Prinzip leichter einzuimpfen, als den Bischöfen?

Nur die religiöse Ueberzeugung gebietet den Leidenschaften, welche das Schwert des Staates nicht erreichen kann. Die Kirche aber ist's, welche die religiöse Ueberzeugung weckt und erhält. Wo aber diese ganz unter die Vormundschaft weltlicher Regenten gestellt wird, muß ihr Einfluß sehr gehemmt werden, und, wie die frühere und die Geschichte unserer Tage beweist, zum Untergang der Regenten. Leset die Geschichte unserer Tage, schreibt Geiger. Haben die Staatenzertrümmerer, die schon lange im Stillen ihr Unwesen trieben, nicht damit angefangen, bei den Fürsten Mißtrauen gegen die Kirche zu erwecken? Daher kam in der neuern Zeit, als Verwahrungsmittel gegen dieselbe das Placetum im bösen Sinne, das man immer weiter ausdehnte, um dadurch den heilsamen Einfluß der Kirche auf die Völker zu hemmen, weil diese Leute es nur zu gut einsahen, daß sie mit ihrem Zerstörungsplan niemals auszureichen im Stande sein würden, so lange die Kirche durch ihren Staatenerhaltenden Einfluß frei und ungestört auf die Völker einwirken konnte. Man hat die Diener der Religion, und mit ihnen die Religion selbst herabgewürdiget; man hat das durch die Kirche beförderte wohlthätige Wirken der Religion auf die Völker nach und nach aufgehoben, und dadurch den einzigen Zaum gebrochen, der den Ungestüm

menschlicher Leidenschaften zurückhält. Die traurigen Folgen davon stehen mit blutigen Farben auf allen Blättern unserer Tagesgeschichte aufgezeichnet; Ungehorsam gegen die Regenten ist an der Tagesordnung, Lauigkeit im Glauben, Gleichgültigkeit der Religion, die ganz folgerecht jene Sittenlosigkeit hervorgebracht hat, wovon die Bevölkerung der Spitäler und Zuchthäuser unläugbar zeuget.

Es ist gewiß (fährt Geiger in der nämlichen Abhandlung später fort), daß die Thronen der Fürsten nur alsdann unerschüttert stehen, wenn die Religion unter dem Volke wieder in's Leben gerufen wird; wer aber soll sie in's Leben rufen als die Kirche, die allein von Gott dazu beauftragt ist? — wie ohnehin eine Religion unter dem Volke ohne Kirche ein Unding ist. — Nun aber ist dieses der Kirche nur alsdann möglich, wenn sie frei und ungehindert mit ihrem Einflusse auf die Völker einwirken kann.

Geistliche und weltliche Macht haben die nämliche Aufgabe, es ist heilige Pflicht für beide, die gefallene Menschheit zu ihrem übernatürlichen Ziele — aber eine jede in ihrer Sphäre — zu erziehen. Es ist demnach ebenfalls heilige Pflicht für sie, sich gegenseitig die Hände zu reichen, sich freundschaftlich einander mitzutheilen (amica communicatio, welche das jus cavendi schon in sich schließt) um mit vereinter Kraft auf das von Gott ihnen

vorgesteckte Ziel hinzuarbeiten. Nur auf diese Weise werden sie im Stande sein, die jetzige, größtentheils in den kältesten Unglauben, und in die aus demselben hervorgehende Sittenlosigkeit versunkene Menschheit aufzurichten, und wieder ein heiliges Volk Gottes zu bilden.

Ueber das Verhältniß der Geistlichen zur weltlichen Macht, nach den Lehren des Christenthums, hat Geiger sich noch bestimmter ausgesprochen in einer Abhandlung im siebenten Bande seiner Werke (Seite 205—221.); ein Verhältniß, dessen Verletzung immer großen Schaden gebracht; dessen gewissenhafte Festhaltung aber das wahre Wohl in Staat und Kirche begründet. Beides weiset Geiger in der Geschichte nach. „Der vorurtheilsfreie, christliche Beobachter (schreibt Geiger am Schlusse genannter Abhandlung) könnte in der Geschichte und in den täglichen Ereignissen einen reichhaltigen Stoff finden, einen Nachtrag zu liefern zu jenem schönem Buche, das Lactantius, ein Vater des vierten Jahrhunderts und der Hauslehrer am Hofe Konstantins des Großen, de mortibus persecutorum (vom Tode der Christenverfolger) geschrieben hat. Noch immer hat sich der Ausspruch des heiligen Bernhard erwahret: „Der nach einer fremden Macht greift, wird nicht nur diese nicht erlangen, sondern noch seine eigene darüber einbüßen.“

Gott hat in seiner Weisheit die geistliche Macht von der weltlichen offenbar getrennt, und wenn

beide ihre Pflicht erfüllen wollen, haben sie gewiß so viel zu thun, daß es Keine gelüsten sollte, in das Gebiet der andern überzugreifen. Bleiben beide innert ihren Gränzen und unterstützen sich einander, so zeigt uns die Geschichte, daß die Völker jederzeit ruhig, glücklich und von Gott gesegnet waren. Wenn hingegen eine Macht in das Gebiet der andern eingriff, so wurde unfehlbar das angegriffene Gebiet verwirrt, und das angreiffende vernachläßiget; der Segen Gottes zog sich zurück, indem man die von Ihm gesetzten Gränzen nicht achtete, und gemeiniglich giengen beide zu Grund, was wir schon in der Geschichte der Vergangenheit und gegenwärtig in einigen Ländern vor Augen sehen. Was Gott zusammengebunden hat, sagt Christus, das soll der Mensch nicht trennen: aber ebenso wenig soll der Mensch zusammenbinden wollen, was Gott getrennt hat.

Im Jahre 1830 war der Name „Volkssouverainität der Götze, dem allgemein gehuldiget und Weihrauch gestreut wurde. Geiger hatte den Muth, den Tonangebern jener Zeit gegenüber die Ungereimtheiten, die in diesem Begriffe, wie er genommen wurde, liegen, herauszuheben und in's Licht zu stellen (im sechsten Bande seiner Werke Seite 241—282). Aus diesem Grundsatz, sagt Geiger am Schlusse der Abhandlung, kann nichts anderes hervorgehen, als ewige Verwirrung, beständige Umwälzungen und Anarchie, wobei die Völker be-

trogen und immer unglücklicher werden müßen. Es wird kein Heil, bis Regenten und Volk wieder die Hände zum wahren Christenthum ausstrecken werden: denn dieses lehrt uns, daß alle Gewalt von Gott ausgehe; daß er alle menschlichen Dinge anordne; daß er es sey, der in seiner Weisheit einem guten Volke gute, hingegen einem unsittlichen Volke schlechte Regenten ordne, und ihnen Verstand und Geisteskraft ertheile, oder hinwegnehme. Physische Kraft mögen die Regenten vom Volke entlehnen; aber Geisteskraft, die eigentlich das Wesen eines Regenten ausmacht, ertheilt nur Gott; warum er auch die Regenten seine Minister nennt. Sind die Regenten wahre Christen, so werden sie sich als Minister Gottes ansehen und nur im Sinne ihres Herrn regieren. Ist das Volk wahrhaft christlich, so wird es seine Regenten als Stellvertreter Gottes, als von Gott Gesendete betrachten, und ihnen mit Liebe, also frei, gehorsamen; indem es alsdann eigentlich Gott und nicht mehr einem Menschen gehorsamet. Als Mensch ist der Regent, was ich bin, und wie sollte ich mich einer selbstgemachten Souverainität unterwerfen? Aber Gott, und nur Gott, gehorsame ich in der Person seines Abgesandten.

So lange ihr diesen Grundsätzen nicht huldiget, werdet ihr mit all' eurem sophistischen Wesen die Völker nur immer unglücklicher machen. Alle eure theoretischen Constitutionen und Vorschriften sind

nur luftige Gebäude, auf Sand hingestellt, die der erste Sturm wieder zusammenwirft, wie ihr es aus der Geschichte unserer Tage hell vor Augen sehen könntet, wenn euch eure Leidenschaften nicht verblendet hätten. Jesus Christus sagt: Ich bin das Licht der Welt; ihr seid von ihm abgewichen; darum sehet ihr bei hellem Mittage nicht mehr. (*Ιδολα*) oculos habent, et non vident, — similes eis fiant, qui faciunt ea. (Ps. 113.)

Franz Geiger als Prediger.

Die Verhältnisse, in welche das thätige Leben des sel. Geiger gekommen war, brachten es mit sich, daß derselbe an verschiedenen Orten und sehr oft die christliche Kanzel besteigen mußte. Auch bei dieser amtlichen Thätigkeit entwickelte derselbe eine merkwürdige Eigenthümlichkeit, obgleich nicht behauptet werden will, daß Herr Geiger durch seine Predigten sich vorzüglich ausgezeichnet habe. Zudem ist vorerst in dieser Beziehung zu bemerken, daß ohne dringende Nothwendigkeit Geiger niemals unvorbereitet die Kanzel bestieg; daß er im Gegentheil alle seine Vorträge vor dem christlichen Volke wohl überdachte und eigentlich studirte, um solcher Ausdrücke sicher zu sein, die der Wichtigkeit des

Gegenstandes, von welchem gesprochen werden mußte, und andererseits nicht weniger den Bedürfnissen und der Fassungskraft der Zuhörer möglichst angemessen waren. Das christliche Volk, sagte Geiger, versammelt sich um den Prediger, Worte des ewigen Lebens und göttliche Wahrheiten aus seinem Munde und zwar auf eine ihm verständliche und die Lebensverhältnisse anwendbare Weise zu vernehmen. Wie unverantwortlich wäre es, wenn der Prediger aus Leichtsinn, Trägheit oder aus was immer für andern Ursachen, auf einen solchartigen Anlaß nicht erforderlichen Bedacht nähme; wenn er von dieser heiligen Stätte aus leichtfertig auszusprechen wagte, was zufällig etwa in seinen Sinn und auf seine Zunge fiele. Auf solche Weise würde er sich wenigstens der Gefahr aussetzen, seine gutmüthigen und lernbegierigen Zuhörer, statt mit ewigen Wahrheiten, mit blos leeren Worten zu speisen, und unbelehrt und unerbaut sie auseinander gehen zu lassen. Bei solcher Ansicht von der wichtigen Aufgabe eines christlichen Predigers hielt Geiger sich stets verpflichtet, auf seine Predigten mit gewissenhaftem und heiligem Ernst sich vorzubereiten, jede Predigt einige Tage, ehe sie vorzutragen war, in der Regel vollständig zu schreiben, sie ganz auswendig zu lernen, und vor ihrer Abhaltung wohl einzumeditiren, um im Vortrag durch Accent und Action jedem Worte und jedem Satze den möglichst natürlichen und

wirksamen Eindruck zu verschaffen. Geigers Vortrag auf der Kanzel war, wie in der Schule, ungewöhnlich lebhaft; in frühern Jahren wurde ihm mitunter vorgeworfen, daß auf Kosten der Einfalt und Natürlichkeit sein Kanzelvortrag zu theatralisch sei, was vermuthlich daher gekommen sein mag, weil Herr Geiger in jüngern Jahren, als Professor der Poesie und Rhetorik, mit dem Theater und mit theatralischen Vorträgen sich oft beschäftigen mußte, und immerfort eine Art Vorliebe hiezu behielt.

Eine zweite Eigenthümlichkeit, durch welche Geigers Predigten sich auszeichneten, war der in denselben durchgängig vorherrschende dogmatische Inhalt. Die christliche Dogmatik war, nach Geigers innigster Ueberzeugung, das einzig wahre Fundament der christlichen Moral, und jedes Moralisiren auf der Kanzel, welches nicht auf die Anwendung christlicher Wahrheiten sich fußte, schien ihm der heiligen Stätte unwürdig, und er sprach in seinen Schulvorträgen sehr oft entschieden gegen die zu seiner Zeit, in der sogenannten Aufklärungsepoche, vorherrschend gewordene Prediger-Methode, gemäß welcher meistentheils von den christlichen Kanzeln nur Moral, und vielfältig nicht einmal christliche, sondern bloß rationelle Moral vernommen wurde. Geiger gab sich auch aus diesem Grunde besonders Mühe, ausschließlich im Sinne und Geiste der katholischen Glaubenslehre zu pre-

digen; daher waren seine Predigten den katholischen Christen sehr lieb und werthvoll, den Ungläubigen hingegen ebenso unangenehm und widrig, daß der Prediger mehrmal Gegenstand ihres Spottes und ihrer Lästerung geworden.

Eine dritte unverkennbare Eigenschaft, durch welche Geigers Predigten sich auszeichneten, war ihre allgemeine Verständlichkeit, oder nach dem gewöhnlichen Ausdruck, ihre Popularität. Die Gabe war dem Herrn Geiger in seltenem Grade eigen, sehr klar und deutlich zu sprechen. Er besaß die Kunst, selbst abstrakte Begriffe durch Bilder so anschaulich zu machen, daß sie, so zu reden, für alle Zuhörer einigermaßen wenigstens anfaßbar, behältlich, anwendbar und genießbar wurden. Er verstand es, wie Wenige, den Stoff zu seinen religiösen Vorträgen so zu wählen und den gewählten so zu behandeln, daß er der jeweiligen Fassungskraft und dem Bedürfniß der großen Mehrheit seiner Zuhörer ganz entsprechend wurde.

Was jedoch vorzüglich Geigers Kanzelvorträge eindringlich und wirksam machte, war die Frömmigkeit und die religiöse Salbung, von der sie jedesmal durchdrungen und beseelt waren; was Geiger auf der Kanzel sprach, kam nicht bloß von seinem Verstande, sondern strömte gleichsam aus seinem Herzen, und drang daher auch wieder zum Herzen. Jeder Zuhörer wurde überzeugt, daß der Prediger von dem, was er sprach, selbst gründlich

überzeugt, und von den göttlichen Wahrheiten, die er mit so großem Eifer verkündete, lebhaft ergriffen und begeistert sei.

Auffallen könnte es, warum unter Geigers nachgelassenen und durch den Druck bekannt gewordenen Schriften so wenig Predigten gefunden werden, da doch, wie gemeldet wurde, Geiger alle seine Predigten vollständig schrieb und in schöner Schrift auf die Seite legte. Dieser Mangel vorhandener Predigten rührt daher; weil seine Predigten von Zeit zu Zeit von seinen Schülern zum Abschreiben verlangt wurden, besonders von solchen, die bereits in's Predigtamt eingetreten waren, zumal sie diesen, vorzüglich ihrer Klarheit und Kürze halber, bedeutende Dienste leisteten. Geiger theilte in dieser Hinsicht, seinem natürlichen Wohlwollen und seiner Herzensgüte gemäß, mit, was er immer hatte, und war nicht gewohnt, was aus Liebe zum Gebrauche für andere übergeben worden war, wieder zurück zu fordern, zumal er selbst von früher gehaltenen Predigten niemals wieder Gebrauch zu machen pflegte und es gar nicht in seinen Absichten lag, später durch den Druck sie bekannt werden zu lassen. Waren sie doch nicht für die Literatur, sondern nur für's Leben geschrieben worden; und daß sie ihren eigentlichen Zweck erreicht haben, beweist unter andern das Zutrauen, welches sich Geiger durch seine Predigten erworben hatte; ein Zutrauen, welches die

Menge der Gläubigen an Tag legte, die sich um ihn sammelte, so oft an Sonn- oder andern festlichen Tagen er den Beichtstuhl besuchte, um das heilige Sacrament der Buße auszuspenden.

Zufällig kam dem Schreiber dieser Lebensskizze eine von solchen ausgetheilten Predigten in die Hand, die er hier wörtlich, als Beleg des über Geiger als Prediger Gesagten, folgen läßt:

Et vos testimonium perhibebitis.
Und ihr werdet von mir Zeugniß geben.
Joh. 15, 27.

Jesus Christus sagt in dem heutigen Evangelium seinen Aposteln, und in ihrer Person allen seinen künftigen Religionsdienern und Priestern ihre Schicksale vor. Ich habe euch erwählet, und werde euch dazu den hl. Geist senden, daß ihr von mir, von meinem Gesetze und meinen Lehren vor den Menschen Zeugniß ableget: aber dafür, sagt er, werdet ihr von den Menschen den nämlichen Dank erhalten, den ich selbst erhielt. Sie werden euch verachten, verläumden; sie werden euch von ihren Vortheilen ausschließen, und mancher schlechte Mensch, der weder mich noch meinen Vater kennen will, wird noch glauben, ein gutes Werk zu thun, wenn er euch zu Grunde richten, wenn er euch tödten kann. Priester! Da habt ihr aus dem Munde Jesu, was ihr von der Welt zu erwarten habet! ich sage euch dieses, spricht Jesus, damit,

wenn der Zeitpunkt kommt, ihr euch erinnert, daß ich es euch vorgesagt habe.

Hochg. Zuhörer! heute tritt ein neugeweihter Priester das erstemal auf den Altar, das erstemal tritt er in die Stelle Jesu Christi ein. Und was kann ich ihm da bei seinem Eintritte besseres sagen, als wenn ich ihm sein künftiges Schicksal vorsage, das ihm Jesus Christus verkündet hat, damit er sich so ganz an Jesus Christus anschließe, und sich durch den Undank der Welt an Ausübung seiner hohen Pflicht nicht stören lasse. Unterdessen werde ich mich nicht bei dem Priester allein aufhalten; auch Ihnen, Hochg. Zuhörer! werde ich sagen, wie Sie den Priester ansehen müssen, damit Sie nicht selbst durch irreligiöses Betragen gegen die Priester die Vorsagung Jesu erfüllen, und sich vielleicht dadurch unwürdig machen, in Zukunft je wieder gute und rechtschaffene Priester zu haben.

Ich werde also ohne weitere Umschweife sogleich zur Sache selbst gehen: vernehmen Sie den Satz und die Theilung meiner Rede.

Wie muß der Priester angesehen werden? Dieses ist der Stoff der Rede.

Wie muß der Priester sich selbst ansehen?
Dieses ist der 1. Punkt.

Wie müsset Ihr den Priester ansehen?
Dieses ist der 2. Punkt.

Ich bitte Sie um Ihre Aufmerksamkeit, und fange an im Namen Jesu.

Erster Theil.

Wie muß der Priester sich selbst betrachten? Er ist Lehrer an Jesu Statt; er ist Priester im eigentlichen Sinne; er ist Hirt. Dieses sind die drei Gesichtspunkte, aus welchen der Priester sich selbst betrachten muß, um als wahrer Priester zu handeln.

Er ist Lehrer an Jesu Statt. Jesus Christus, der Sohn Gottes, kam vom Himmel zu uns, brachte uns aus dem Schooße des ewigen Vaters göttliche Lehren der Religion; Jesus nennt sie Wahrheit im vollkommnen Sinne des Wortes. Diese Wahrheit lehrte er seine Apostel; und als er im Begriffe war, wieder zu seinem Vater zurückzukehren, so sprach er zu seinen Aposteln und ihren Nachfolgern: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erde; mit der nämlichen Gewalt, wie mich mein Vater gesendet hat, sende ich euch; gebet hin und lehret alle Völker. Und im heutigen Evangelium sagt er: Ihr werdet mir vor den Menschen Zeugniß geben von der Wahrheit, die ich euch lehrte. Priester! Du hast die Sache Jesu Christi über dich genommen — Du mußt Wahrheit lehren, wie sie Jesus gelehrt hat. Freilich wird der Sünder die Stimme der Wahrheit nicht gerne hören, weil sie ihn von seiner Lieblingsleidenschaft aufschrecket: aber — sage sie ihm dennoch, die Wahrheit, und werde nicht Verräther an der Sache Jesu.

Siehe Priester! ich will dich warnen. Man hat in unsern Tagen eine Menge kleine Büchleins geschrieben und es zur Sitte machen wollen, daß man auf den Kanzeln nichts mehr von der Hölle und ewiger Verdammung sagen, sondern nur die Sittlichkeit, und die Schönheit der Tugend anempfehlen sollte. Ich glaube schier, man fürchtete, den Sünder ganz unsanft aus dem Schlummer seiner Wohllüsten aufzuwecken! Nein, Priester! lasse dich nicht irre machen. Für Menschen, wie sie heut zu Tage sind, welche aus dem Laster ein Spielwerk machen, welche ihr Gewissen mit ehernen Riegeln umschanzt haben, welche die Schandthaten wie Wasser hineintrinken, was willst du mit der Schönheit der Tugend, für die sie kein Gefühl mehr haben? was willst du mit Sittlichkeit, für die sie unempfänglich sind? nein — sage ihnen die Wahrheit — sage ihnen: wenn ihr euch nicht vollkommen umänderet, so wird euch Jesus beim Gerichte zurufen: Gehet hin ihr Verworfene in das ewige Feuer, welches dem Satan zubereitet ist: sage es ihnen mit den Worten des Apostels, daß kein ungerechter Wucherer, kein Ehebrecher, kein Hurer, kein Weichling je in das Reich Gottes eingehen, sondern daß Qual, die kein Ende hat, ihr Antheil sein wird: sage ihnen dieses; denn auch dieses ist Wahrheit, die Dir Jesus zu lehren übergeben hat. Denn wenn Du dem Sünder nicht alle Wahrheit sagen wolltest, so hat Dir Gott sein Urtheil schon

durch den Propheten Ezechiel verkünden lassen: wenn Du es dem Sünder nicht sagest, spricht der Herr, so soll der Sünder freilich in seiner Sünde sterben; aber seine Seele will ich von deinen Händen fordern. Priester! Du bist Lehrer, dein Beruf ist es, der Wahrheit Jesu Zeugniß zu geben: rede die Wahrheit, sie mag dem Sünder gefallen oder nicht, — du gefällst Jesu.

Der Priester muß sich zweitens betrachten — als Priester im eigentlichen Sinne. Priester! das leget Dir Heiligkeit auf. Siehe, Jesus Christus hat das große Opfer unserer Versöhnung am Kreuze vollbracht, wo er seinen Leib, sein Blut zur Tilgung unserer Sünden geopfert hat: aber die Opfergabe dieses einzigen Kreuzesopfers hat er deinen Händen übergeben, seinen Leib, wie er am Kreuze für uns dahingegeben ward; sein Blut, wie es am Kreuze für unsere Sünden floß — diese göttliche Opfergabe hat er in deine Hände gelegt, damit Du sie in der Zeit für deine und des Volkes Sünden dem ewigen Vater zur Versöhnung darbringen sollest. Priester! wenn Du dieses recht betrachtest: ich stehe da als Mittelmann zwischen Gott und dem Volke, halte das Opfer des Kreuzes, Jesum Christum, und das Blut seiner Versöhnung in den Händen, hebe es für unsere Erlösung zum Throne des Allerhöchsten empor! — O welche Heiligkeit muß da die Deinige sein! Gott

selbst ruft Dir zu, daß Du das Allerheiligste heilig behandeln sollest.

Dann ist der Priester Ausspender der wichtigsten Geheimnisse, in welchen uns Jesus Christus seinen göttlichen Geist mittheilt. O Priester! zeige da heiligen Anstand bei diesen wichtigen Verrichtungen: selbst die tiefste Anbetung und Rührung des Herzens, die die Menschen auf deiner Stirne und in deinen Geberden sehen, müssen ihnen diese göttlichen Geheimnisse wichtig machen. Ich habe es mit meinen Augen gesehen, mit meinen Ohren gehört das Aergerniß, welches ein Priester giebt, der mit Leichtsinn diese Geheimnisse behandelt. Nicht nur die, welche einem andern Glauben zugethan sind, sondern selbst unsere Christen müssen sich ja stoßen an einem unheiligen Priester, wenn sie sehen, daß er mit unreinem Herzen das wichtigste Opfer seines Erlösers und Richters behandelt. Wäre es möglich, sagen sie, daß er mit diesem Leben, das er führt, dieses Opfer behandeln dürfte, wenn er das glaubte, was er uns zu glauben lehrt? nein — es ist nicht möglich, daß er es glaubt. Sieh! das ist das fürchterliche Aergerniß, das ein schlechter Priester giebt, der das Heiligste ohne Heiligkeit behandelt; er entreißt dem Volke seinen Glauben: und wer soll dem Volke diesen Glauben wieder einpflanzen, den ihm selbst derjenige entrissen hat, den Gott aufgestellt hat, seinen heil. Glauben in den Herzen der Menschen einzupflanzen?

O Priester! sei heilig, auch wegen deiner selbst, daß Du nicht von diesem Opfer genießest mit einem unreinen Herzen, wie der Verräther Judas, der sich dadurch den Weg gebahnt hat zur Verzweiflung, den Weg zur Verwerfung!

Endlich muß der Priester sich ansehen als Hirt seiner Schafe. Priester! O da mußt Du Liebe haben, unüberwindliche Liebe, sonst taugst Du zu keinem Hirten. Du wirst einst in deinem Schafstall verschiedene Schafe zählen — Du wirst bösartige Menschen haben, grobe, boshafte, die dich mit schadenfrohem Herzen zu kränken suchen. Gegen diese mußt Du dich mit eiserner Geduld bewaffnen; Du bist dennoch ihr Hirt, Du mußt sie ertragen, wie Jesus am Kreuze seine Mörder ertrug, die seiner noch in den fürchterlichsten Todesschmerzen spotteten — er betete für sie.

Du wirst auch verirrte Schafe haben, Sünder, die du nur durch Liebe und Sanftmuth bessern kannst. Da hat Dir Jesus Christus in der Parabel vom verlornen Schafe schon selbst alle mögliche Vorschrift gegeben. Du mußt dich keine Mühe, keinen sauren Schweiß gereuen lassen, den verirrten Sünder mit Sorgfalt aufzusuchen, mit Sanftmuth aufzuheben, und mit Liebe zurückzuführen.

Dann hast Du auch kranke Schafe, die deiner Hülfe am meisten bedürfen, o sei da wahrer Hirt deiner Schafe! Siehe! der Kranke, der in seinen

Schmerzen daliegt, und an den Pforten der Ewigkeit anklopft, der hat keinen andern Trost mehr, als den ihm sein Seelenhirt giebt. Wenn dieser nun in das Zimmer hineintritt, so sammelt ja der Kranke seine letzten Kräfte, nimmt eine heitere Miene an, und streckt ihm freudig die sterbende Hand hin. Priester! o versage dem Kranken diesen einzigen Trost nicht, und Dir selbst das Gefühl des Vergnügens, das Dir dieser Anblick gewähren muß. Fürchte die Krankheit, fürchte die Ansteckung nicht; die Liebe ist das beste Mittel gegen Ansteckung. Und wenn Du angesteckt wirst, o — so stirb! kannst Du denn eines herrlichern Todes sterben, als wenn Du in deiner Pflicht, wenn Du in Ausübung des höchsten Liebeswerkes deinen Geist aufgiebst: fürchte den Tod nicht, sondern bitte vielmehr Gott, daß er dich eines solchen Todes würdig erachte.

Noch giebt es Gefahren, Wasser-, Feuergefahr, wo man das Leben eines Menschen nicht mehr retten kann, als mit eigener Lebensgefahr. O Priester! lasse Dir da die Ehre nicht rauben — vielleicht von einem Manne, der Weib und Kinder hat. Priester! das ist deine Sache, Dir schreit ja kein Kind nach, rette, Du bist Hirt, und da mußt Du zeigen, daß der gute Hirt sein Leben für seine Schafe läßt.

Priester! ich weiß Dir nichts mehr zu sagen: — Aber zu euch, meine Zuhörer, muß ich noch sprechen, euch muß ich sagen, wie ihr den Priester ansehen müsset; es ist der zweite Theil.

Zweiter Theil.

Der Priester ist Diener Jesu; er ist euer Diener; er ist Mensch. Dieses sind die drei Gesichtspunkte, aus welchen ihr den Priester betrachten müsset. Als Diener Jesu, folget ihm; als euern Diener, ernähret ihn; als Mensch, schonet ihn.

Der Priester ist Diener Jesu Christi. Jesus Christus hat uns eine Lehre gegeben, und er will, daß diese Lehre bis zum Ende der Welt dauern soll. Nun spricht Jesus nicht zu jedem Menschen insbesonders, sondern er stellte die Priester auf, als seine Stellvertreter, befahl ihnen, seine Lehre zu verkünden, und versprach ihnen zugleich, daß er bei ihnen bis an der Welt Ende sein werde; gab ihnen den göttlichen Geist, der bei euch, sagte er, ihr Lehrer bleiben wird. Daraus enspringt dann eure erste Pflicht, daß ihr den Priestern, als Dienern Jesu, in allem Folge leisten müsset, was sie euch als Diener und Gesandte Jesu vortragen; denn der euch anhöret, spricht Jesus, der höret mich selbst an.

Hochg. Zuhörer! ich will es Ihnen nicht vorenthalten, ich will die Sache bei ihrem wahren Namen nennen. Es haben sich gewisse Leute eingeschlichen; vorher trieben sie ihr Unwesen in den Städten, nun haben sie sich auch in den Dörfern verbreitet. Sie flüstern den Leuten ein: glaubet euern Priestern nichts; alles, was sie sagen, ist nur

Pfaffengeschwätz. Der Schade, den sie angerichtet haben, ist unübersehbar. Aber Christen! lasset euch nicht verführen: denn ihr hättet keine Entschuldigung vor dem Gerichte des Herrn. Jesus hat es euch vorgesagt, daß solche Verführer kommen werden. Aber Jesus hat euch auch das Kennzeichen gegeben: nur jener, sagt er, ist der Hirt, der durch die Thüre in den Schafstall eingeht, und dieses ist der Priester, der die gesetzmäßige Sendung hat, alle übrigen, sagt Jesus, sind Diebe und Mörder, die nur kommen, zu stehlen und zu morden.

Auch würde euch nicht einmal dieses entschuldigen, wenn ihr Priester hättet, die selbst nicht thäten, was sie lehren; Jesus sagte von solchen Priestern: thuet alles, was sie euch sagen, aber handelt nicht nach ihren Werken. Die Priester sind Diener Jesu, folget ihnen, wie Jesu, sonst ist euer Gericht schon gesprochen. Wenn du, sagt Gott, dem Sünder meinen Willen verkündet hast, und er nicht Folge leistet, so hast du deine Seele gerettet, aber der Ungehorsame soll in seiner Sünde sterben. Der Priester ist Diener Jesu, folget ihm; denn wer euch anhöret, der höret mich selbst an.

Ihr müsset zweitens den Priester betrachten als euern Diener. Ja, meine Zuhörer! er ist es im wahren Wortverstande. Tag und Nacht muß er bereit sein, wenn man ihn ruft; wenn man sich nicht mehr zu helfen weiß, so holt man den

Priester; und in alle elende Winkel, wo alles flieht, da muß der Priester hinein. Er ist wahrhaft euer Diener; aber darauf gründet sich auch schon die natürliche, und noch mehr die göttliche Pflicht, ihn zu ernähren.

Im alten Bunde hat Gott den Priestern den Zehnten des ganzen Landes ausgeworfen. Im neuen Bunde wissen wir freilich nicht bestimmt, ob sie Jesus angeordnet habe, obschon wir selbe schon in den ersten Jahrhunderten finden: aber das ist Gebot des Herrn, daß diejenigen, denen der Priester dienet, ihm seinen standesmäßigen Unterhalt reichen müssen. Gehet hin, spricht Jesus, nehmet nichts mit, kein Gold, kein Silber; jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth; der dem Altare dient, soll vom Altare leben. Das ist also Pflicht, die euch Gott selbst auflegt, daß ihr den Priester als euern Diener standesmäßig ernähret.

Ich sage standesmäßig — denn niemals habe ich ohne Widerwillen die abscheuliche Rede hören können, die in allen Mäulern herumgeht: der Priester kann auch Erdbirnen essen. Nein, Christen! das kann er nicht — er hat Sitzleben, er hat Geistesanstrengung, er muß für seine Arbeiten einen heitern Kopf haben, und dazu dient nicht jede Nahrung. Oder wollet ihr, daß die Diener der Religion durch Handarbeit, oder gar durch Betteln ihr Brod verdienen sollen? Das würde schöne Diener der Religion abgeben. Sind die

Priester nicht schon verachtet genug, wollet ihr sie noch zu Bettlern machen?

Aber, meine Zuhörer! es ist der Neid unvernünftiger Menschen, die die Bürde, die Arbeiten der Priester nicht kennen; sie geizen nur nach ihren Einkünften. Ja nehmet sie nur hin diese Einkünften, betrüget sie um ihre Gefälle, raubet die Erbschaft Jesu; es wird in euern Händen nicht frommen! es ist eine durch alle Zeiten erprobte Erfahrung, die es zum Sprichwort gemacht hat, daß geistliche Güter in andern Händen niemals fruchten werden. Der Priester ist euer Diener, euer Hirt; es gehört ihm der Lohn eines Hirten, nicht der Lohn eines Miethlings.

Endlich müsset ihr den Priester betrachten als Mensch — schonet ihn. Hochg. Zuhörer! niemals hat man mehr über die Priester gelästert als in unsern Tagen; und vielleicht niemals mit wenigerm Grunde. Ich will den schlechten Priester nicht in Schutz nehmen; ich will auch nicht sagen, daß es keine schlechte Priester gebe; unter zwölf Aposteln war auch einer ein Judas: aber daß man wegen dem Fehler des Einten und Andern das Gute vergißt, das so viele Andere wirken, und Verachtung und Lästerung auf Alle wirft, das ist nicht nur nicht christlich, sondern nicht einmal menschlich gehandelt. Wenn ein Mensch fehlt, so ist es Pflicht, seinen Fehler zu decken; und sehet ihr

einen Priester fehlen, so befiehlt euch Gott, daß ihr den Mantel der Liebe über seinen Fehler decken sollet.

Es gibt fehlerhafte Priester, ich läugne es nicht. Aber wer macht sie fehlerhaft, als ihr selbst? man will ja keine andere Priester, als solche, die sehr liberale Grundsätze haben, die sich auch nach dem Tone der Welt zu modeln wissen; dieses ist ja der herrschende Ton: und kaum läßt sich ein Priester von euch verführen, diese Grundsätze anzunehmen, so sind jene die ersten, die über ihn lästern, welche ihn dazu verleitet haben.

Es gibt fehlerhafte Priester; aber woher sollen wir dann heilige Priester nehmen? Aus euerer Mitte? — Das werdet ihr mir doch nicht läugnen, daß heut zu Tage die schlechteste Kinderzucht ist. Größtentheils läßt man die Kinder aufwachsen, ohne Grundsätze, ohne Andacht, ohne Höflichkeit, ohne Christenthum; ein großer Theil der Kinder ist durch die Sorglosigkeit der Eltern schon im Grunde verdorben, noch ehe sie reif sind — und aus diesem Geschlechte heraus, da soll man gute und heilige Priester nehmen? O meine Zuhörer! lästeret die Priester nicht; denn es gibt nicht so viele, als man ausschreit; und die es gibt, sind es meistens durch euch selbst geworden; der Priester ist immer Mensch wie ihr, und als Mensch — schonet ihn wenigstens so viel, als ihr euch selbst schonet.

Hochg. Zuhörer! ich habe euch heute eine derbe Wahrheit vorgetragen, und ich fand mich

verpflichtet, euch selbe mit unverblümten Worten zu sagen, weil nicht nur euer Heil, sondern das Heil euerer Kinder davon abhangen wird. Denn wenn diese Verachtung und Erniedrigung des geistlichen Standes noch weiter fortgeht, was werden wir dann in kurzer Zeit für Priester bekommen? Kein Jüngling, der gute Anlagen und Kräften hat, und noch weiß sein Brod anderwärts zu verdienen, wird einen Stand antreten, in welchem nichts, gar nichts Anreizendes mehr für ihn ist, sondern in welchem er, nebst so vielen Mühseligkeiten und Neckereien, sich noch der allgemeinen Verachtung aussetzen muß. Man wird also keine andere bekommen, als Müssiggänger und schlechte Leute, die man zu nichts anderm mehr brauchen kann. — Christen! wenn euch eure Religion lieb ist, die ohne gute Religionsdiener nicht bestehen kann, so ehret die Priester, als Gesandte Jesu: der Schimpf, den ihr dem Gesandten anthuet, fällt auf den Fürsten zurück, der ihn gesandt hat. Der euch verachtet, der verachtet mich, sagt Jesus. Amen.

Geiger als Beichtvater.

Mit den Professuren, welche Geiger an verschiedenen Orten bekleidet hatte, war die Pflicht,

Beichtzuhören, verbunden. Wie alle seine Pflichten, erfüllte Geiger auch diese mit dem gewissenhaftesten Ernst; die Beichtenden durften sich darauf verlassen, an jedem Beichttage zur bestimmten Stunde im Beichtstuhle ihn zu finden, den er in der Regel auch nie verließ, bis er die oft sehr zahlreiche Menge, die bei ihm zu beichten wünschte, angehört und beruhiget hatte. Das Zutrauen, welches Geiger durch Erfüllung dieser seiner Amtspflicht sich erworben hatte, wuchs von Zeit zu Zeit, so daß er in spätern Jahren, als er, wegen Mangel des Gehörs, in der Kirche öffentlich nicht mehr Beicht hören konnte, von seinen Beichtkindern an andern als den gewöhnlichen Beichttagen in seinem Hause besucht und um Belehrung und Trost gebeten ward. Er unterzog sich mit gewohnter Güte und Liebe dieser oft um so mühevollern Beschäftigung, da, bei seinem vorgerückten Alter, gar viele eine ihr ganzes Leben umfassende, oder sogenannte kindliche Beicht ihm abzulegen wünschten, wozu längere Zeit erforderlich war.

Zufolge seiner theologischen Bildung, wie seiner Frömmigkeit und natürlichen Herzensgüte, war Geiger zum Beichtvater vorzugsweise geeignet. Er verstand es in nicht gewöhnlichem Grade, die Sünder, statt abzuschrecken und von sich zurückzustoßen, durch die unwiderstehliche Gewalt christlicher Liebe und Langmuth an sich zu ziehen. Er war im ächten Sinne des Wortes gerade so Freund der

Sünder, als entschiedener Feind der Sünde. Er vergaß nie, daß er Stellvertreter des Erlösers sei, und somit die unerläßliche Aufgabe habe, zu suchen das Verlorne, und zu beseligen, wer sich finden läßt; er fühlte, als Ausspender des Bußsacraments, nach der Ermahnung des heil. Apostels, sich bestimmt, die Sünder zur Versöhnung mit Gott einzuladen, liebevoll ihnen zurufend: kommet Alle, die ihr mit Mühe und Elend beladen seid, zu dieser heiligen Stätte, zu diesem Quell der Erbarmungen und Gnade, um Genesung und Erquickung für eure kranken Seelen zu finden. Er verstand es auch, wie Wenige, allen, welche ihm Gehör gaben und seinen Zusprüchen und Räthen folgten, Heilsmittel anzuweisen, durch deren Anwendung und Gebrauch die Wunden der Seele heilten, die zerstörenden Folgen der Sünden bestmöglichst gehoben und die Verderbnisse derselben gutgemacht wurden; Heilmittel, welche sowohl vor dem Rückfalle in früher begangene Sünden und Laster zu bewahren, als den stetigen Fortschritt im Guten oder in der wieder begonnenen Tugend zu unterhalten und zu fördern geeignet waren. Er gehörte unter die ausgezeichnetsten Seelenärzte, welche, gemäß den Vorschriften, die der heilige Carolus Borromäus den Beichtvätern giebt, im Beichtstuhle sehr vor- und umsichtig sich benehmen, um weder durch Auflegung zu strenger Buße die Sünder unwillig, noch durch zu unbedeutende Buß-

werke sie kalt und leichtsinnig zu machen. Er trachtete nach alten Vorschriften (Canones pœnitentiales) der Kirche bezüglich auf die Verwaltung des Bußsacramentes, zwar mehr dem Geiste als dem Buchstaben nach, sich zu richten, um, nach Anweisung derselben, die für jeden Sünder wirksamste Buße aufzulegen.

Geiger wurde stets von der Ueberzeugung geleitet, nicht der Mensch bekehre den Menschen, wohl aber bediene sich Gott des Menschen, als Werkzeug gleichsam, andere zur Sinnesänderung und wahren Besserung zu leiten.

Wie beim Predigen, befliß sich Geiger auch im Beichtstuhle, nie mehr Worte, als nöthig schienen, zu gebrauchen; er war in der Regel nicht für lange Zusprüche, weil diese, wie er sagte, nicht den erforderlichen Eindruck machen, und meistentheils nicht aufgefaßt und nicht behalten werden; vorzüglich war ihm jedesmal darum zu thun, ein den Zustand des Beichtenden gerade treffendes Wort ernst und kräftig in die Seele zu werfen, ein Wort, das individuell und nachhaltig einwirkte, einwurzelte und zum Samenkorn eines neuen Lebens wurde.

Auf solche Weise war Geigers Wirksamkeit im Beichtstuhle segenreich. Wer ihn näher kennen gelernt, fühlte sich auch bei andern wichtigen Lebensangelegenheiten, außer dem Beichtstuhle, angetrieben, von ihm Belehrung und Rath zu verlangen.

Franz Geiger als Rathgeber,
und
im socialen Umgang mit Menschen.

Herr Geiger war, seiner allseitigen Bildung und dienstwilliger Gemüthsart wegen, für das gesellschaftliche Leben vorzüglich geeignet. Er fand in frühern Jahren, wo er immer war, Zutritt in die ersten Familien, wurde vielseitig zu geselligen Vereinen eingeladen, und war in denselben bald sehr geachtet und geliebt. Heiter und gesellig, wie er von Natur aus war, fand Geiger, besonders seiner edlen Sitten und seines anständigen Benehmens wegen, überall gute Aufnahme, und genoß der vertrautesten Freundschaft mit ausgezeichneten Männern. Die Ehre und die Freuden, die ihm, in höhern Familienzirkeln, zu Theil wurden, hätten für Geiger, der in frühern Jahren, wie er selbst bekannte, für die Welt und ihre Freuden viele Empfänglichkeit hatte, und gegen die Versuchungen zur Eitelkeit insbesondere zu kämpfen hatte, gar gefährlich werden können, wenn die göttliche Vorsehung ihn nicht stets geleitet und zur rechten Zeit vom Rande des Verderbens, an dem er mehrmals stund, zurückgezogen hätte. Unter Gottes Leitung aber gewährten Verhältnisse und Verbindungen solcher Art große Vortheile. Er wurde hiedurch mit den verschiedenen Lebenszuständen wohl bekannt,

und erwarb sich eine seltene Tüchtigkeit, schwierige Lebensfragen zu lösen, Rath und Trost zu ertheilen, wo man, des Rathes oder Trostes bedürftig, an ihn sich wandte.

Geiger wurde in dieser Hinsicht sehr oft und vielseitig in Anspruch genommen, und er hatte, als Rathgeber, wie kaum ein Anderer, in Bezug auf häusliche und öffentliche Angelegenheiten so viel Gutes gestiftet. Wo der häusliche Frieden, wie und wodurch immer, gestört war, wurde Geiger als Vermittler angesprochen, und seiner Menschenkenntniß, Klugheit und Gewandtheit gelang es gewöhnlich, entzweite Gemüther zu versöhnen und den gestörten Familienfrieden wieder herzustellen. Wer mit gewissenhaftem Ernst seine künftige Standeswahl in Betrachtung zog, wandte sich an Hrn. Geiger, welcher die Freuden und Leiden aller Stände, aller Berufsarten, so wie auch die Mittel und Wege, diese zu vermeiden, und für jene sich zu befähigen und würdig zu machen, genau kannte, und ernst und gewissenhaft, wie er in Allem war, jedem, unbekümmert, ob seine Räthe gefallen oder mißfallen, geradezu heraussagte, was ihm der Wahrheit gemäß schien. Vorzüglich war Geiger geeignet, die Candidaten des geistlichen Standes auf ihren künftigen so wichtigen, für sie und andere so folgereichen Beruf, aufmerksam zu machen, und für denselben zu einer zweckmäßigen, nöthigen und ersprießlichen Vorbereitung anzuleiten. Die mei-

sten Theologen, welche zum Empfang der heiligen Weihungen sich befähigen wollten, ersuchten den Herrn Geiger, ihnen zu den kirchlich vorgeschriebenen Exercitien behülflich zu sein. Viele Priester vergaßen ihr ganzes Leben die weisen Lehren und erbaulichen Ermahnungen nicht, die Geiger bei diesen Anlässen ihnen gegeben hatte. Sie blieben daher fortwährend mit inniger Hochachtung und Liebe ihm zugethan.

Nachdem durch einzelne Abhandlungen, welche Geiger von Zeit zu Zeit veröffentlichen ließ, seine Grundsätze, seine Denkweise und sein so entschiedener Charakter nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande bekannt geworden war, wurden von verschiedenen Seiten her wichtige Fragen an ihn gestellt, die Geiger, nach seiner jedesmaligen Ueberzeugung, offen und entschieden zu beantworten, nie unterließ. Er wurde, besonders in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten, sehr oft in Anspruch genommen, und, weil nicht unbekannt blieb, in welchem Ansehen Geiger bei der päpstlichen Nuntiatur in Lucern stehe, suchte man durch Geigers Vermittlung wichtige Bedenken und Fragen von verschiedenen Seiten aus auf sicherm Wege vor den heiligen Stuhl zu bringen.

Geigers Verdienste um die Kirche waren in Rom zu bekannt, als daß, was er empfohlen hatte, sich nicht einer besondern Attention des heiligen Vaters zu erfreuen gehabt hätte. Pius VII. ach-

tete Geigers theologische Kenntnisse und Verdienste um die katholische Kirche sehr hoch; seine Heiligkeit würdigte sich sogar, eigenhändig an den hochgeschätzten Theologen in Lucern zu schreiben und eine kirchliche Stelle auf ehrenvolle Weise ihm anzutragen. Leo XII. war gesinnt, ihn mit dem Purpur zu bekleiden. Allein Geiger dankte in Demuth für die Anerbietung solcher kirchlicher Würden, und lenkte auf geziemende Weise sie mit der Bemerkung von sich ab: die Feinde der Kirche würden in einer solchartigen Erhebung seiner Person Anlaß finden, zu einer Behauptung, die nur zu wahrscheinlich vielen vorkommen dürfte, als hätte Geiger mit solchem Eifer und Ernste für Rom und die römischen Päpste gesprochen und geschrieben, keineswegs aus reiner Liebe für die Kirche und ihre Interessen, sondern im Gegentheil aus eigennütziger Hab- und Ehrsucht, um zu einträglichen und hohen Ehrenstellen befördert zu werden. Zu einem solchen Triumph wollte Geiger seinen Gegnern keinen Anlaß geben. Aus dem nämlichen Grunde wurden angebotene Honorare von den Verlegern seiner Schriften von der Hand gewiesen; eingedenk der apostolischen Worte: gratis accepistis, gratis date. Eine solche Uneigennützigkeit war allerdings geeignet, Geigers Ansehen zu erhöhen, und, wo sie immer bekannt geworden, seine Feinde und Lästerer zu beschämen, wie anderseits die Achtung, die er genoß, auf's neue zu

begründen und zu vermehren. Die Lügner und Verläumder alle wurden durch einen so edlen Charakter immer mehr zu Schanden.

Geiger wurde jedoch nicht etwa blos von Katholiken, sondern selbst von edlen Protestanten, die ihn näher kennen gelernt hatten, hochgeschätzt. Geigers Name war, seiner muthvollen, kräftigen und entschiedenen Polemik wegen, allgemein merkwürdig geworden; Reisende besuchten den seltenen Mann vielfältig, und schieden nie von ihm, ohne in dem geistvollen Katholiken die Freundlichkeit, mit welcher er sie empfangen hatte, und insbesondere die Freimüthigkeit zu bewundern, mit der er über weltliche und geistliche Angelegenheiten mit ihnen gesprochen hatte. Geiger war gerade so liebevoll und duldsam gegen Irrende, als unerbittlich eifernd gegen den Irrthum. Toleranz im ächten Sinne des Wortes war im hohen Grade ihm eigen; bellum cum vitiis, non cum hominibus: ich kämpfe nicht gegen Menschen, ich kämpfe nur gegen Irrthum und Lügen.

Aus vielen Briefen, die von verschiedenen Seiten her an den nun Seligen erlassen wurden, ergiebt sich unverkennbar, in welcher Achtung Herr Geiger bei der gebildeten Menschenklasse stand, und wie sehr er liebgewonnen wurde von denen, die ihn bei allfälliger Durchreise in Luzern mit einem Besuche beehrten. Wir wollen von solchen Beweisen der tiefen Verehrung und freundschaftlichen

Ergebenheit nicht reden, die von hochgestellten Kirchenvorstehern, seiner großen Verdienste wegen, ihm zu Theil geworden sind; wir erlauben uns nur einiger Briefe zu erwähnen, die selbst von sehr gelehrten und edlen Protestanten unter seinen Schriften gefunden wurden. Am 18. Julius 1840 schrieb ein noch lebender, allgemein geehrter, hochgeschätzter Mann an Herrn Geiger: „Keine angenehmere Ueberraschung hätte mir können zu Theil werden, als heute durch Herrn Ernst einige Zeilen von Ihrer Hand zu erhalten und darin zugleich den Beweis zu empfangen, nicht nur daß Sie bei ihrem hohen Alter sich körperlich noch ziemlich und geistig ganz wohl befinden, sondern vornehmlich, daß Sie meiner fortwährend in Liebe gedenken. Je bitterere Erfahrungen des schändlichsten Undankes und der schnödesten Mißkennung ich in den neuesten Zeiten habe machen müssen, desto erquickender sind mir die Beweise der Zuneigung der Edlern unserer Geschlechter, zu denen ich Sie seit der Zeit zähle, da mir das Glück Ihrer Bekanntschaft zu Theil geworden ist. Möge die Gnade unseres himmlischen Vaters Ihnen für den Rest Ihrer Tage ferner ungetrübte Heiterkeit des Geistes gewähren! In acht Tagen reise ich nach München und freue mich, Ihren dortigen Verehrern mittheilen zu können, daß ich noch jüngster Tage durch eine Zuschrift von Ihrer Hand erfreut worden seie. Schenken Sie mir ferner Ihr gütiges Wohlwollen und genehmigen Sie die

Versicherung jener aufrichtigsten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein rc."

Später schrieb derselbe unter dem 11. Sept. 1841 wieder an Herrn Geiger: „Schon wiederholt haben Sie mir durch Besuchende freundliche Erinnerungen an Sie, wohlthuende Beweise, wie Sie in Liebe meiner gedenken, zukommen lassen. Wenn ich auch durch die Kürze der Zeit, nachher durch lange Abwesenheit an einer Heilquelle, verhindert wurde, Ihnen hiefür zu danken, so soll es doch nun nimmer verschoben werden, Ihnen zu bezeugen, wie erquicklich jedesmal jeder von Ihnen dargebrachte Gruß, jedes Zeugniß Ihrer wohlwollenden Gesinnung mir war. Sie sind zu alt und zu würdig, um mit nichtigen Schmeichelworten behelligt zu werden; ich bin zu aufrichtig, um mit dergleichen mich zu beflecken; wenn ich Ihnen daher sage, daß ich unter so vielen Menschen Sie nicht allein wahrhaft schätze, aufrichtig verehre, sondern innig liebe, so dürfen Sie diese Worte nach ihrem vollen Gewicht nehmen, das alte: quot verba tot pondera darauf anwenden. Wäre ich des Neides fähig, so würde ich gewiß Niemand als Sie beneiden um jenen unermeßlichen Schatz der Seelenruhe, des innern Friedens, der klaren Anschauung alles dessen, was uns zum Heil dient, und jener Fülle der Liebe, davon Ihr Thun und Wirken, Ihre Gesinnung und Ihre Rede durch

ein so langes Leben stets das unverkennbare Gepräge an sich getragen hat."

„Ich habe in neuester Zeit viel durchmachen müssen und bin, in soweit Menschen die sichtbaren Werkzeuge waren, gegen diese oft bitterer gewesen, als recht ist; aber doch habe ich hinter allem diesem, auch demjenigen, was ich als das Schwerste erachten mußte, den, durch die Wolken hervortretend, winkenden Finger gesehen, und unter dem Ungestüm blinder Leidenschaft der Menschen und aus gerechten Klagen, die mich umgaben, in stillern Augenblicken das „Friederice sequere me" von der Höhe herab gehört. Sturm und Wellen sind jetzt bedräuet, darum das Ohr fernern Ruf leichter vernehmen kann."

„Wie gerne würde ich Sie sehen, sprechen, an Ihren Reden, an dem ermuthigenden Eindruck Ihrer Persönlichkeit mich erquicken; aber ich muß nach so langer Unterbrechung durch unerfreuliche Störung, durch Krankheit, Reconvalescenz und Badekur, dann durch Vertheidigung derjenigen, welche dem Geiste von unten und aus den Schlüchten der Hölle zum Opfer sollen dargebracht werden, mit erneuter Thätigkeit zurück an meine so lange unterbrochenen Lieblingsarbeiten, in welchen ich Freude, Trost, Ersatz für Alles finde. Indeß hoffe ich in wenigen Wochen in meinem Sohn, der Luzern nicht betreten und wieder verlassen darf, ohne Sie gesehen zu haben, einen Stellvertreter

zu senden, der mir wenigstens berichtet, wie Sie in Ihrem hohen Alter sich befinden, und mündlich Sie jener innigen Verehrung versichert, mit der ich Zeitlebens verharren werde ꝛc.“

Was gelehrte und denkende Männer bei häufigen Briefwechseln (z. B. Hr. Vicomte de Bonald) oder bei vertrautern Unterredungen für Geiger eingenommen hatte, war seine seltene Klugheit und ruhige Besonnenheit, verbunden mit seinem Feuereifer und seiner hohen Begeisterung für die katholische Religion und alles, was mit ihr zusammen hing. Er schaute nicht blos auf das ewig Wahre und Gute, sondern eben so auf Orts- und Zeitverhältnisse, gewohnt, nicht blos in abstrakter Allgemeinheit, sondern in möglichst specieller und individueller Hinsicht, d. i. orts- und zeitgemäß, seine Ansichten und Ueberzeugungen auszusprechen.

Hievon gab er im Jahr 1842 einen so sprechenden als unerwarteten Beweis. Herr Geiger war bekanntlich ein entschiedener Freund der Jesuiten und lobte bei jedem Anlaß ihre Verdienste um die Erziehung der Jugend und die weise Einrichtung ihrer Schulen, vorzüglich in Hinsicht auf religiös-sittliche Bildung. Gleichwohl liegt ein eigenhändiges Briefchen von ihm an einen seiner vertrautesten Freunde weltlichen Standes vom 10. Sept. 1842 vor, wörtlich folgenden Inhaltes: „Si vales, bene est. Sie wünschen meine Meinung über die Jesuitenfrage zu wissen? Ohne in die Frage selbst

einzugehen, glaube ich (meine Vorliebe für die Jesuiten wissen Sie schon): Um allseitige Aufreizungen niederzuschlagen, und noch größere zu verhüten, fordert die Klugheit in dieser bewegten Zeit, die Sache zu verschieben, ein gutes Lehrerpersonal aufzustellen und Acht zu haben, wie das Ding sich gestalte. Die Zeit kläret vieles auf; die Hitze legt sich 2c., und will die Sache dennoch nicht gedeihen, so wird auch der Befangene einsehen, ob man zu einem andern Mittel greifen müsse oder nicht. Den 10. Sept. 1842. Ihr ganz ergebenster

Franz Geiger, Chorherr."

Im Jahre 1826 hatte Geiger eine Abhandlung in Druck gegeben unter der Aufschrift „das Urchristenthum", sie stehet im zweiten Band von Geigers sämmtlichen Schriften, Seite 73. Ein gelehrter, mit den politischen Verhältnissen wohl bekannter, dem Christenthum und der katholischen Kirche ganz ergebener Mann ersuchte zu jener Zeit den Herrn Geiger, die genannte Abhandlung dem damaligen König von Preußen zugehen zu lassen, und zeigte zugleich, auf welche Weise dieses schicklich und ganz sicher geschehen könne. Die Achtung und Liebe, welche Geiger für diesen, einen seiner achtungswürdigsten Freunde, hatte, bewog ihn, dem Wunsche und Verlangen desselben zu entsprechen. Geiger wagte folgendes Schreiben an Seine Majestät den König von Preußen abgehen zu lassen:

Majestät!

Die wahrhaft königliche Großmuth, womit Euer Majestät den Episcopat für Allerhöchst=Dero katholische Unterthanen glücklichst hergestellt, und dadurch vor der ganzen Welt das Zeugniß abgelegt haben, wie nahe Allerhöchst=Ihrem königlichen Herzen die göttliche Religion Jesu Christi liege, giebt mir Hoffnung, Euer Majestät werden nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich, von wahrer Ehrfurcht durchdrungen, gegenwärtige Schrift zu Allerhöchst=Dero Füßen unterthänigst niederlege. Sie hat keinen andern Zweck, als Euer Majestät auch einen kleinen Beitrag zur näheren Kenntniß der katholischen Kirche zu liefern, welche Euer Majestät in Allerhöchst=Dero Staaten so hochherzig schirmen. Die Schrift selbst ist das Erzeugniß eines bejahrten Greisen, der an der Pforte der Ewigkeit steht, und wie hier, so auch dort fortfahren wird, zu Gott zu bitten, daß er seinen Segen in vollem Maaße über Euer Majestät und das ganze königliche Haus verbreiten wolle. In tiefster Ehrfurcht.

Luzern, den 24. Decemb. 1826.

Euer Majestät allerunterthänigsten Diener
Franz Geiger, Chorherr
und ehemal. Professor der Theologie.

Was genannte Abhandlung auf Seine Majestät den König von Preußen, zur Zeit, als er mit religiösen und kirchlichen Angelegenheiten vorzüg=

lich beschäftiget war, gewirkt habe, ist unbekannt. Indessen haben Seine Majestät diese unerwartete Zuschrift gütig aufgenommen, was folgende Antwort an Herrn Geiger beweiset:

„Ich habe die am 24. v. M. von Ihnen eingesandte Schrift über das Urchristenthum empfangen, und Ihnen dafür und für die guten Wünsche, welche Sie Mir widmen, Meinen Dank zu bezeigen nicht unterlassen wollen.

Berlin, den 10. Januar 1827.

Friedrich Wilhelm.“

Geiger war für das gesellige Leben vorzüglich geeignet, und im Umgang mit gebildeten Menschen sehr interessant; dazu leisteten ihm die besten Dienste seine vielseitigen Kenntnisse im Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des socialen Lebens; sein in Bezug auf Umfang und Treue sehr seltenes Gedächtniß; die ihm eigene Klarheit der Begriffe; seine natürliche Lebhaftigkeit und Unbefangenheit. Was Geiger schrieb, sprach er noch schöner in der Conversation aus. Dazu war Geiger Kunstkenner, und hatte sich eine schätzbare Gemäldesammlung erworben. Auch diese Sammlung zog ihm öfters den Besuch fremder Durchreisender zu, unter welchen auch vielfältig Protestanten waren; Geiger unterließ nicht, solche Anlässe zu benutzen, auf schickliche Weise das Gespräch auf katholische Wahrheiten zu lenken; denn die katholische Kirche lag ihm allzeit zunächst am Herzen,

und er konnte nicht umhin, von gewöhnlichen Gesprächen bei solchartigen Besuchen die Unterhaltung auf ernste Gegenstände hin zu lenken. Die Besuchenden verließen ihn nie ohne Bewunderung der seltenen Erkenntnisse und Gaben, mit welchen Herr Geiger unverkennbar ausgerüstet war. Geiger blieb auch im hohen Alter noch ein interessanter Gesellschafter; er wußte lebhaften Antheil zu nehmen an allen merkwürdigen Zeiterscheinungen im Gebiete der Wissenschaft und Kunst, wie an allem, was in religiöser oder politischer Hinsicht Bedeutendes geschah. Er war nicht, was im Greisenalter so oft der Fall ist, ein lästiger Lobredner seiner Zeit (laudator temporis acti se puero), er liebte, was ihm wahr, gut und schön vorkam in der neuen, wie in der alten Litteratur. So war er ein großer Verehrer des seligen Professors Möhler, und dessen zu frühzeitiger Tod gieng ihm sehr zu Herzen. Möhler ist, sprach er oft, ein ausgezeichneter Theolog unserer Zeit, ich begreife nicht, wie der Mann in seinen wenigen Lebensjahren so Vieles lesen und so schön bearbeiten konnte; solche Talente sind außerordentliche Gaben Gottes. Besonders berührte ihn auf höchst unangenehme Weise die Gefangennehmung des Erzbischofs von Köln, und that ihm anfänglich sehr wehe; desto mehr freute ihn jedoch der Ausgang, den diese Angelegenheit unter Gottes Leitung genommen hat. Er unterließ in vertraulichen Gesprächen über derlei

Ereignisse nicht, auf die göttliche Vorsicht in der Weltgeschichte hinzuweisen, und besonders auf die Worte des Apostels aufmerksam zu machen: Denen, welche Gott lieben, müßen alle Dinge zum Besten gereichen; wie anderseits nicht weniger lebhaft aufmerksam zu machen auf die Nemesis in der Geschichte, welche jeder ungerechten Gewaltthat auf dem Fuße folgt. Er führte aus der Nähe und Ferne Beispiele an, die diese Wahrheit auffallend und unverkennbar bestätigten, und fügte bei solchen Anläßen gewöhnlich die Worte bei: noli tangere sanctos meos!

Was den Herrn Geiger bis in sein hohes Greisenalter für die Gesellschaft so interessant, so liebenswürdig als lehrreich erhielt, war seine Lebensweise und die von Jugend auf beobachtete Tagesordnung.

Geigers Tagesordnung und Lebensweise.

Herr Geiger fuhr in seiner Tagesordnung fort, wie er sie im Kloster von Jugend auf gelernt und eingeübt hatte. Vier Uhr Morgens stund er zu Winters- und Sommerszeit auf, verrichtete sein Morgengebet, und halb fünf Uhr war er schon mit geistlicher Lectüre oder Betrachtungen beschäftiget.

Später las er die hl. Messe, fand sich als Chorherr, wenn immer möglich, bei allen Tageszeiten in der Stiftskirche ein, und leistete im Chor, im Choral und Figural wohl geübt, bedeutende Dienste. Er spielte in früherer Zeit vortrefflich die Orgel und die Violine, und war bis in sein ein und achtzigstes Jahr in der Kirche, vorzüglich durch den Baß, zur gefälligen Aushülfe. Jedermann wunderte sich über die Kraft, welche Geiger in so hohem Alter noch auf dem Contrebaß zeigte, und daß er, fast gänzlich hörlos, wie er war, doch diese Stelle im Einklang mit den übrigen Musikern vertreten konnte. Nach dem Stiftgottesdienst war bis 11 Uhr, zu welcher Zeit in der Regel Geiger sein frugales Mittagessen genoß, seine Beschäftigung den Studien oder anderen amtlichen Geschäften gewidmet. Nach dem Mittagmahle pflegte er kaum eine halbe Stunde zu spazieren; dieses war die einzige Muße, die er sich zur körperlichen Erholung erlaubte. Nach Haus gekommen setzte er seine gewöhnlichen Arbeiten sogleich wieder fort bis zur Vesper. Nach derselben pflegte er sich mit dem Lesen neuerer Schriften religiös-kirchlichen Inhaltes, auch mit Zeitungen zu beschäftigen, um mit allem bekannt zu werden, was in der Zeit vorgieng. Geiger blieb in keiner Beziehung hinter dem Fortschritte der neuern Zeit zurück; er wußte daher über wissenschaftliche und politische Ereignisse des Tages einläßlich zu sprechen, was vorzüglich allfällige Abendunterhaltun-

gen mit Freunden, die ihn besuchten, sehr angenehm machte. Den Besuch von Freunden auf den Abend hatte Geiger immer gern, zumal er seit vielen Jahren in keine Gesellschaft mehr zu gehen pflegte. In den letztern Jahren seines Lebens waren freundschaftliche Besuche ihm um so lieber, weil seine Augen zu schwach geworden waren, als daß mit anhaltender Lektüre, wie in früherer Zeit, er sich hätte beschäftigen können. Wenn in frühern Tagen die vielen Besuche ihm oft lästig gefallen sein mögen, weil sie ihn in seinen Arbeiten gehindert hatten, sah er sie in seinen letzten Lebenstagen als wahre Wohlthaten an; sie sind für mich, pflegte er zu sagen, ein wahres Almosen, besonders in den langen Winterabenden. Ich lebte, setzte er scherzweise bei, eigentlich immer vom Almosen: zuerst vom Almosen meines Vaters; dann vom Almosen des heil. Benedicts und heil. Franziscus; zuletzt vom Almosen des heiligen Leodegar.

Sieben Uhr Abends nahm Geiger gewöhnlich seine Nachtsuppe, begab sich darauf ins gewöhnliche Wohn- und Schlafzimmer zurück, wo er keine Besuche mehr annahm. Die Zeit vor dem Schlafe bis etwa gegen neun Uhr wurde auf Sammlung des Gemüths, auf Gewissenserforschung mit lebhafter Anerkenntniß und Bekenntniß der des Tages hindurch begangenen Fehler, auf Erweckung wahrer Reue und dem jedesmaligen Seelenzustand angemessenen Vorsätzen; mit einem Worte, auf eine

des frommen Priesters würdige Abendandacht verwendet. Diese Abendandacht wurde gewöhnlich knieend und mit lauter Stimme verrichtet, so daß außer dem Zimmer sie gehört werden konnte. Hausgenossen und Andere, welche sie zufällig gehört hatten, können das Rührende und Erbauende dieser Abendandachten nicht genug rühmen. Unter seinen nachgelassenen kleinern Schriften fand sich folgendes kurzes Abendlied:

Herr, es gescheh' dein Wille,
Der Körper eilt zur Ruh';
Es fallen in der Stille
Die müden Augen zu.

Vergieb der Schwachheit Sünden
Verschon' mit Zorn und Straf',
Laß mich bereitet finden
Zum Tode wie zum Schlaf.

Doch wenn mit festem Schlummer
Des Todes letzte Nacht
Den Sorgen sammt dem Kummer
Ein schnelles Ende macht,

Und dann auch, wenn der Schrecken
Der letzten Stunde droht,
Wird Gott mich wieder wecken,
Denn Schlaf nur ist mein Tod.

Eine solche Lebensweise trug Vieles zur Verlängerung seines Lebens bei. Ohne eine Mäßigkeit, wie Geiger sie immerfort gewissenhaft beobachtete, ohne ein so ununterbrochen streng regelmäßiges Leben und eine Leidenschaftslosigkeit, wie sie,

besonders in spätern Lebensjahren, Herrn Geiger auffallend eigen war, würde er kaum ein so hohes Alter erreicht haben. Denn gegen Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts befand sich Franz Geiger in mißlichen Gesundheitsumständen; es schien, als wenn nur wenige Lebenstage ihm beschieden sein dürften. Später erholten sich seine Kräfte wieder; er genas unter der ärztlichen Leitung des Herrn Doctor Segesser, den Herr Geiger sehr achtete und liebte und unter seine vertrauten Freunde zählte, von mehrern Krankheitsanfällen, und im Jahre 1837 von einer sehr schweren Krankheit, gegen alle Erwartung wieder. Indessen hatte ihn diese Krankheit gleichwohl so geschwächt, daß er von dort an das Haus nimmer verlassen und nur mit zitternder Hand noch schreiben konnte. Er hatte von nun an keine größere Freude, als wenn er wieder die heilige Messe lesen konnte, die er früher alle Tage las, und zwar mit solcher Andacht und Eifer, daß Alle, welche sie anhörten, ungewöhnlich erbaut, und Solche, die das erstemal am Altar ihn sahen, zu Thränen gerührt wurden.

Zum letzten Male las er selbst noch am Palmsonntage dieses Jahres die heilige Messe. Später ließ er einigemal noch in seinem Hause von einem andern Priester die heil. Messe lesen, wobei er die heilige Communion empfieng. Er fühlte von Tag zu Tag mehr den nahenden Tod, und sprach oft

ganz ruhig und gelassen: ich bin keinen Augenblick sicher, diese Erde verlassen zu müssen. Er empfahl sich, so oft er Anlaß fand, ins Gebet seiner Freunde; wohlwissend, sprach er in hohem Ernst, daß ich ein sündiger Mensch bin, und welche Rechenschaft mir bevorsteht, wende ich mich unablässig zu Jesus Christus, der für uns genug gethan hat. Seine letzten Lebensjahre wurden fast ausschließlich der Betrachtung über Geheimnisse unserer göttlichen Religion und anhaltendem Gebete gewidmet. Seine letzte wissenschaftliche Arbeit war eine sorgfältig fortgesetzte Censur der Liturgia sacra, herausgegeben von Pfarrer Marzohl und Archivar Schneller, von welchem Werke er öfters bekannte, daß er in seinem Leben nichts so Ausführliches und Gründliches, in diesem Gebiete der Literatur, gelesen habe. *)

Als anfangs des Monats Mai die letzte Erkrankung ihn überfiel, waren zufällige Umstände und Mißverständnisse Ursache, daß Doctor Segesser, der ihn mehrere Jahre glücklich besorgt hatte und das vollkommenste Zutrauen genoß, nicht berufen, sondern Hr. Doctor Franz Mengis, der bei Herrn Geiger auch in hohem Ansehen stund, die ärztliche Besorgung des Kranken zu übernehmen eingeladen wurde. Dieser folgte sogleich willig dieser Einladung und nahm den theuren Kranken in seine

*) Druck und Verlag bei Gebrüdern Räber in Lucern. 8. V Bände. 1834 — 1843.

gewissenhafte Obsorge und Behandlung. Mengis gab auf Verlangen über die letzte Krankheit des Herrn Geiger folgenden Bericht:

„Auf das Verlangen, eine kleine geschichtliche Notiz über den Verlauf und das Ende der letzten Krankheit des hochwürdigen Herrn Canonicus Franz Geiger zu geben, bemerke ich was folgt:

„Erst seit ungefähr einem halben Jahre genoß ich die nähere Freundschaft und das Zutrauen des besagten, nun selig verschiednen Chorherrn. So viel er mir selbst und was ich von seiner Umgebung erfuhr, bestand er schon vor einigen Jahren einmal ein lang dauerndes Nervenfieber und noch später eine Lungenentzündung, welche für ein so hohes Alter eine große Seltenheit ist. Es blieben ihm seither immer, gleichsam als Krankheitsrückbleibsel, enges Athmen, Druck auf der Brust und öfter wiederkehrende Magen=Uebelkeit, Schwäche der Verdauung und Husten zurück, welch' letztrer ihn, besonders des Winters und im Frühjahr, quälte.

„Die Appetitlosigkeit und Enge auf der Brust nahm jedoch in letztrer Zeit so bedeutend zu, daß man öfter genöthiget war, ihm deshalb Arzneien zu reichen, die jedesmal Linderung verschafften.

„Einige Tage vor seiner letzten ernstlichen Krankheit nahm der Husten, mit wenigem zähen Auswurf begleitet, so zu, daß sich unter letzterem einiges Blut zeigte. Endlich empfahl ich ihm, da

die Schwäche zunahm und einiges Fieber sich zeigte, sich ins Bett zu begeben, welches er sogleich befolgte. Dieß geschah Dienstags den 2. Mai l. J. Tags darauf vermehrte sich das Fieber mit einem Frostanfalle und darauf folgender Hitze und Schweiß, aber ohne Erleichterung seines Hustens; der zähe Auswurf blieb mit Blut vermischt.

„Nun mußte man Sorge tragen, daß in Folge des heftigen Lungenreizes keine Lungenentzündung entstehe, welche in so hohem Alter gewöhnlich einen schnellen und schlimmen Ausgang besorgen läßt, da die Naturkräfte nur selten zur Besiegung dieser Krankheit hinreichen. — Nun blieb aber dennoch der Husten mit dem blutgestreiften Auswurfe hartnäckig bis beinahe zu seinem Tode.

„Das Fieber wiederholte sich täglich, besonders Abends, welches gewöhnlich mit etwas erleichterndem Schweiße endete. Der Charakter des Fiebers zeigte im Verlaufe mehrere nervöse Erscheinungen, als: Zittern, Irrereden, Zupfen an der Bettdecke u. s. w. Diese Zufälle des leichtern nervösen Zustandes ließen aber des Morgens gewöhnlich nach.

„Inzwischen hatte der Kranke lichte Zwischenräume, wo der Geist ganz gegenwärtig war, in welchen lichten Zeiten er immer von göttlichen Dingen sehr gerne sprach. Man mußte ihm sogar wegen der dabei verbundenen Anstrengung der Brust und dadurch vermehrtem Husten das Sprechen ernst-

lich untersagen; nach deutlicher Erkenntniß folgte er immer genau der ärztlichen Mahnung.

„Endlich nahmen tagtäglich seine Kräfte ab. Man sah wohl, daß der Kampf zwischen Natur und hohem Alter endlich den Tod herbeiführen werde. Noch einmal, am Tage vor seinem Hinscheiden, den 6. Mai, strengte die Natur alle ihre Kräfte an, um, wo möglich, noch eine glückliche Krisis einzuleiten. Es erschienen wirklich reichlichere allgemeine Schweiße und günstigere Urinzeichen u. s. w., welche, wäre nicht das hohe Alter das größte aller Hindernisse gewesen, beinahe wieder neue Hoffnung gewährten. — Allein am siebenten Tage der Krankheit, den 7. des l. Monats, wurde alles wieder bedenklicher; die Kräfte sanken noch mehr, es stellte sich tiefer Schlaf ein, aus welchem man den Kranken nur schwer zu wecken vermochte. Von nun an rechnete man nicht mehr auf das Aufkommen desselben, sondern sah ruhig seinem seligen Verscheiden entgegen, welches bis tief in die Nacht des Montags (8. Mai) sich verzog. Der Hochwürdige und Hocherleuchtete gab nun seine Seele dem wieder zurück, aus dessen Güte und Liebe er sie empfangen hatte: in einem sanften Einschlafen gieng er ins ewige Leben über.

„Merkwürdig, ja bewunderungswürdig waren beim Herrn Canonicus seine pünktliche Ergebenheit an den Arzt und die strenge Folgsamkeit an seine Anordnungen, seine große Geduld und

Freundlichkeit bei Allem; großer Trost und Fügung in den Willen seines Schöpfers waren immer unverkennbar; er war beständig beflissen, seine Umgebung zu trösten und zu belehren. — Durch dieses Benehmen, und durch sein eigenes Beispiel, zeigte er Andern, wie der Christ leiden und sterben soll. Dr. Frz. Mengis."

Herr Geiger unterließ nicht, bei noch gutem Bewußtsein, Verfügungen über seinen zeitlichen Nachlaß zu treffen. Es ist bekannt, daß Herr Geiger niemals etwas ererbt hatte; von dem aber, was er sich erwarb, und was von seinem spärlichen Unterhalte übrig blieb, erhielten das Meiste von Zeit zu Zeit Hausarme, Kranke und andere Bedürftige; auch spendete er jährlich seinen armen Verwandten, und theilte auf solche Weise das allfällig einstige Erbe unter die Lebenden aus. In seinem Testamente bedachte er besonders seine einzig noch lebende Klein-Nièce, und hatte sorgfältig auf die Seite gelegt, was derselben nach seinem Willen zukommen sollte; er vergaß hiebei auch nicht, für seine treuen Dienstboten, nach Maßgabe seines Vermögens, zu sorgen; stellte seine rückständigen Einkünfte nebst dem Betrag seiner Geräthschaften der Verfügung der löblichen Stift zu St. Leodegar im Hof zu Lucern anheim, mit dem Wunsche, daß sein noch bleibendes Vermögen zu Gunsten der Kirche, der Armen und Armenanstalten Lucerns verwendet werden möge.

Wie aber in seinem ganzen Leben, bekümmerten ihn am Ende desselben die zeitlichen Güter wenig; es war keine Spur von Anhänglichkeit an selbe mehr vorhanden. Seine Sehnsucht und seine Wünsche waren ausschließlich auf ewige Dinge gerichtet. Nachdem er, beim besten Bewußtsein, die heil. Sterbsakramente am 5. Mai empfangen hatte, war all sein Denken und Wollen, seine ganze Seele ungetheilt nur mit himmlischen Dingen beschäftigt. Als der Arzt einmal, um ihn besser zu sehen, das Fenster öffnen ließ, weckte das einfallende Licht den Kranken aus dem Fieber-Schlummer; das Licht erblickend, sprach er zur großen Rührung und Erbauung der Umstehenden: das ist nicht das rechte Licht; jenes nur ist das wahre Licht, welches vom Himmel auf die Erde gekommen ist. O mein Jesus, fuhr er fort, die Augen nach oben gerichtet und die Hände faltend: O mein Jesus, erleuchte Du meine Augen, damit sie das Licht zu erblicken vermögen, auf welches keine Finsterniß mehr und keine Nacht folgt.

Ein andermal kam in der Fieberhitze ihm vor, als steigen Engel auf sein Bett herunter und lassen Zettelchen liegen. Er las ein solches Zettelchen und fand auf demselben die Worte: heute ist deine Todesstunde! er wachte auf und war anfänglich so überzeugt, daß er an selbem Tage sterben werde, daß er von diesem Gedanken nur durch die Versicherung des Arztes, dem er unbeschränkten Glau-

ben schenkte, und allen Forschriften folgte, weggebracht werden konnte.

In der Nacht vom 6. auf den 7. faßte, in einer Art Extase, Geiger den Freund, welcher bei ihm Nachtwache hielt, bei der Hand, nannte seinen Namen und sprach: er sehe auf der obersten Spitze einen alten armen Mann sitzen (vermuthlich schwebte ihm Lazarus im Schoose Abrahams vor); er bat den Freund wiederholt, er möchte ihn hinaufführen und dort niedersetzen. Darauf kam er wieder zu sich, und betete, nach gewohnter Weise, in lateinischer Sprache. Oft wiederholte er die Worte in deutscher Sprache: O Gott, ich danke Dir, daß Du mir so viele Gnaden gegeben hast, deine Prüfungen bestehen und aushalten zu können. In der Fieberhitze betete er gewöhnlich Psalmen, bis er betend am 8. Mai, Abends 3/4 auf 11 Uhr, vollends einschlief, um nimmer hienieden, sondern im jenseitigen, ewigen Leben zu erwachen. Der sein ganzes Erdenleben hindurch so rastlos thätige und so vielseitig verdienstvolle Mann ruhe nun ungestört im göttlichen Frieden, ärntend und genießend die Früchten, die er hienieden gepflanzt hat! Gott hat ihn lange zum Heile Vieler unter uns erhalten; gleichwohl ist er Allen, die ihn kannten, noch zu frühe gestorben. Dankbare Erinnerungen an den von allen edlen Menschen so hochverehrten Mann werden aber in den Herzen Vieler nie erlöschen.

Beilagen zur Biographie.

1.

Geiger als Präses der marianischen Congregation.

Geiger kündigte beim Eingange des Jahres 1808 sich als Präses der marianischen Congregation in lateinischer Sprache auf folgende Weise an: Das gegenwärtige Jahr geht für die Mitglieder dieser Bruderschaft nicht ohne Trauer zu Ende; Sie haben in demselben ihren würdigsten Vorsteher, einen allgemein hochverehrten Mann verloren*). An seine Stelle gesetzt glaube ich vorerst mir angelegen sein lassen zu sollen, an die Absicht und den Zweck unserer Verbrüderung zu erinnern. Wie auf dem Gebiete der Wissenschaften hochverdiente Männer unter sich Bündnisse errichtet haben, um durch wechselseitiges Zusammenwirken mehrerer die Wissenschaft zu befördern, so haben auch Männer, denen die Religion unseres göttlichen Lehrers vorzüglich am Herzen liegt, unter dem Schutze der jungfräulichen Gottesmutter, durch engere Verbindung unter sich, einander verpflichtet, nicht nur

*) Den Herrn Pater Bielmann, Exjesuiten.

selbst immer mehr zu streben, in der Nachahmung des göttlichen Sohnes stets vollkommner zu werden, sondern auch andere Christen durch Ermahnungen und vorzüglich durch ihre Beispiele zur genaueren Beobachtung der Verordnungen Jesu Christi hin zu leiten.

Darum laßt uns keine Mühe sparen, nicht blos durch äußere Uebungen, sondern durch unsere Gesinnungen und reine Sitten, durch tugendhaften Wandel vorzüglich unsere Religion an den Tag zu legen, auf daß es nie den Anschein gewinnen möge, unsere Anstalt sei in eitles Ceremonien-Wesen ausgeartet, in bloß äußere Gebräuche, ohne Geist und Leben. Hierauf fußet sich, nach meiner Ansicht, der Spott von Seite der heutigen vorgeblichen Weltweisen in Bezug auf religiöse Gesellschaften und Verbrüderungen, die zu einem so heilsamen Zwecke eingeführt sind. Wagen wir daher, uns unter die kleine Heerde, unter die wenigen Auserwählten, zu stellen, welche mit dem göttlichen Apostel sprechen dürfen: „ich lebe nicht mehr; was in mir wahrhaft lebet, ist Jesus Christus.“ Hierin sind alle Wünsche enthalten, welche beim Eingang des neuen Jahres ich allen meinen Mitbrüdern von ganzem Herzen darbringe.

Zur Erreichung des angegebenen Zweckes der marianischen Congregation wurde alle 14 Tage, Sonntag Nachmittags, Versammlung gehalten, welche die Studenten der höhern Klassen, von der

ersten Rhetorik an, besuchen mußten. Bei diesen hielt der Präses einen nach Zeit und Umständen zweckmäßigen Vortrag, welcher mit frommen Uebungen angefangen und beendiget wurde.

Diese religiöse Anstalt hatte zur Zeit, wie auf die Studenten, so auch auf die gebildeteren Bürger der Stadt sehr heilsam gewirkt, und es wäre zu wünschen, es würden derlei fromme und erbauliche Uebungen, die in letzterer Zeit aus verschiedenen Ursachen unterlassen worden und gleichsam in Vergessenheit gerathen sind, wieder in's Leben gerufen werden.

Auf das Fest der heiligen drei Könige, welches die marianische Congregation als ihr Titularfest gewöhnlich zu feiern pflegt, hat der Präses in einem lateinischen Briefe den Herren Sodalen die jedesmaligen zeitgemäßen Pflichten zu Gemüthe geführt. So entstunden die Briefe, welche Herr Geiger vom Jahr 1808 bis 1843 an die Mitglieder der marianischen Gesellschaft erlassen hatte und von welchen in der Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften in deutscher Sprache mehrere enthalten sind. Wir fügen hier noch die vom Jahre 1840—1843 bei, weil sie im Kurzen die Ansichten des ehrwürdigsten Greisen über die Zeitereignisse an Tag legen, und als die letzten Belege der stets sich gleichgebliebenen Ueberzeugung und Gesinnungen, oder des unveränderlichen religiösen Ernstes und Charakters des Seligen zu betrachten sind.

Beim Eingang des Jahres 1840 schrieb Herr Geiger an die Mitglieder der marianischen Congregation: „Aufrichtige Wünsche sende ich zum Himmel, daß Jesus Christus im neuen Jahre über Sie, meine Herren Sodalen! seine volle Gnade verbreiten wolle.

„Sie werden sich wohl alle erinnern, daß der eigentliche, wahre katholische Glaube eine Gabe Gottes sei. Allein Sie sehen auch gegenwärtig, wie Viele, denen dieser Glaube in der Kindheit eingepflanzt wurde, diese Gabe im fernern Alter aus ihrer Schuld verloren und eben darum auch an dem Glauben Schiffbruch gelitten haben. Der Erlöser, der von Sich selbst sagt: „Ich bin das Licht der Welt"; und der (Joh. 1.) alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt eintreten, spendet mit freigebiger Hand jedem Sterblichen diese göttliche Gabe; allein es scheint, viele Menschen unserer Tage haben ihren Verstand mit kräftigen Riegeln verschlossen, damit dieser göttliche Lichtstrahl nicht in ihr Gemüth eindringen könne. Zwei dieser Riegel bezeichnet uns vorzüglich die heilige Schrift, nämlich: den nicht genug bewachten Fleischesmuthwillen, und den Dummstolz menschlicher Vernunft. Ueber das Eine hat Gott schon Anfangs (Genes. 6.) sein entscheidendes Urtheil gesprochen: „Mein Geist wird nicht mehr bei dem Menschen verbleiben, weil er Fleisch ist"; über das andere sagt Christus: „Ich danke dir Vater, daß

du dieses vor den Weisen und Klugen dieser Welt verborgen, und den Kleinen geoffenbaret hast.“ Diese sind die zwei berüchtigten Klippen, an welchen der Mensch den Glauben sammt dem ewigen Leben einbüßt, wenn er durch den Sturm des Zeitgeistes an dieselben geschleudert und zerschlagen wird. Deßwegen bitte ich Sie im Namen unserer Fürsprecherin, der seligsten Jungfrau, daß Sie nicht nur selbst mit wachsamer Umsicht diesen Klippen ausweichen, sondern auch ihre ganze Gefährlichkeit denjenigen, die Ihrer Obhut anvertraut sind, mit den lebhaftesten Farben schildern. Wer die Gabe des Glaubens von Jesus Christus zu erhalten wünscht, muß sich dem sprechenden Gott, der sich vorzüglich durch die Kirche ausspricht, und uns Göttliches und somit über unsern Verstand Erhabenes offenbaret, unbedingt unterwerfen. Wenn er dann durch diese Unterwerfung, durch ein von fleischlicher Lust und menschlichem Hochmuth gereinigtes Herz zubereitet ist, und mit Demuth zu Gott ruft: Er möchte sein bisheriges Glauben (Dafürhalten) zum göttlichen Glauben erheben, so wird ihm Christus, aus dem bisher menschlich Geglaubten, einen Strahl der göttlichen Intelligenz entgegensenden, der sein Gemüth himmlisch erleuchtet und mit sanfter Liebe anzieht, daß er nicht nur den Glauben heldenmüthig bekennen, sondern auch, wie die ersten Christen, sich den Peinen

und selbst dem grausamsten Tode für diesen Glauben hingeben wird.

Wir wollen die seligste Jungfrau, die Beschützerin unseres Bundes, anrufen, damit sie uns allen von Jesus Christus die Gabe dieses Glaubens erbitte, auf daß wir am Ende unsers Lebens mit dem heiligen Paulus ausrufen können: „Ich habe meinen Lauf vollendet, ich habe den Glauben bewahrt; somit ist mir die Krone der Gerechtigkeit aufbehalten.“ Leben Sie wohl!“

Zu Anfang des Jahres 1841 gab Herr Geiger den Mitgliedern der marianischen Verbrüderung, deren Vorsteher er war, Folgendes zu bedenken:

„Das ungestüme Treiben, Neuigkeiten in die Kirche einzuführen, eine Ausgeburt des Zeitgeistes, von dem so viele, selbst vom höhern Range, befangen waren, scheint bessern Ansichten weichen zu wollen. Männer von gediegener Gelehrsamkeit, die sich durch das Geschrei des Bessermachens nicht betäuben ließen, schlossen sich mit ganzer Kraft an den unbeweglichen Felsen der Römischen Kirche an, und beharrten auf dem uralten christlichen Grundsatze: „Nichts soll geändert werden, außer es gefalle dem heiligen Geiste und den mit Petrus vereinten Brüdern.“

„Unterdessen erweckte der Feind Christi gegen die treuen Söhne der Kirche nicht nur hinterlistig ausgedachte Verfolgungen, um das Volk vom alten Glauben abzuführen, sondern auch hie und da

offenbar gewaltthätige, die ganz nahe an die blutigen gränzen. Allein selbst diese Verfolgungen sind gegen die Erwartung der Verfolger zum Besten der Kirche ausgefallen: denn viele, im Uebrigen gute Priester, die sich durch das süße Geschwätz der Gegner einschläfern ließen, erschracken über die Verfolgungen, wachten vom Schlummer auf, und nahmen sich mit erneuerter Kraft um die Kirche Christi an. Selbst das Volk lernte die Gefahr kennen, und bezeugte offenbar, welche tiefe Wurzeln in Vieler Herzen der alte Glaube der Römisch-katholischen Kirche geschlagen hatte, den Christus seiner durch seine immerwährende Gegenwart gekräftigten Kirche zu bewahren übertrug, nicht aber der unsichern und allseitig biegsamen menschlichen Vernunft, welcher alle übrigen sogenannten Confessionen, indem sie das Zeugniß der Kirche verwerfen, nothwendig anheim fallen müssen; darum sie auch an ewigen Abänderungen kränkeln.

„Die Römische Kirche, die standhaft sich immer gleich bleibt, soll Ihnen der sichere Anker sein, an dem Sie sich in Ansehung des Glaubens zu halten haben, damit Sie nicht, wie der heilige Paulus (Ephes. 4.) sagt, wie wankelmüthige Kinder durch jeden Wind einer Lehre von arglistigen Leuten herumgetrieben werden.

„Ich empfehle Sie der Gnade Jesu Christi, und der Fürbitte der erhabenen Gottesmutter Maria, der Beschützerin unseres Bundes. Leben Sie wohl!“

Das Sendschreiben für 1842 lautet:

„Die guten Wünsche, die ich beim Anfange des neuen Jahres für Sie, MM. HH. Sodales! zu Gott absende, begleite ich mit der Bitte an Sie, die Umstände gegenwärtiger Zeit zu erwägen. Sie werden wissen, wie sich voriges Jahrhundert eine Gesellschaft bildete von Leuten, die sich zusammen verschworen haben, die christliche Religion von der Erde zu vertilgen. Bei der ungemeinen Vervielfältigung neuer christlicher Sekten in unsern Tagen, so sie Confessionen nennen, glauben sie den günstigen Augenblick zu finden, die katholische Kirche, das einzige und stärkste Bollwerk des christlichen Glaubens, desto leichter zu stürzen, indem sie auf diese Sekten als auf Hilfstruppen bauen. Deßwegen nennen sie die katholische Lehre ebenfalls eine Confession, damit sie unter dem Schwall so vieler Confessionen verächtlich werde, und nach und nach mit denselben der Vergessenheit anheimfalle. Wir müssen sonach untersuchen, welche unter so vielen sogenannten Confessionen die wahre christliche sei. Dieses zeigt sich nur, wenn wir das tiefste Prinzip (Grundsatz) in's Auge fassen, aus welchem jede Confession hervorgeht. Nun giebt es aber nur zwei, nämlich: die Autorität und die eigene menschliche Vernunft, wovon das erste das Prinzip der Katholiken, das andere aber das Prinzip aller Uebrigen ist, die nicht Katholiken sind. Die christliche Religion ist eine Thatsache,

nämlich: Christus hat gewisse Männer in seiner Lehre unterrichtet; hat sie durch den heiligen Geist eingeweiht, und ihnen befohlen, die nämliche Lehre allen Menschen zu verkünden; und zwar unter seiner beständigen Gegenwart bis an das Ende der Zeiten (Matth. 28, 19. 20.): somit auch bei ihren Nachfolgern. Wenn ich also diese Lehre erfahren will, habe ich keinen andern Ausweg, als daß ich jene Männer frage, denen Gott diese Lehre anvertraut hat. Finde ich diese Männer vollkommen glaubwürdig, indem sie ja Gott dazu aufgestellt hat, so befiehlt mir selbst meine Vernunft, solchen Zeugen zu glauben. Dieses wäre sonach das Prinzip der Autorität: Weiche ich von dieser ab, so bleibt mir nichts übrig, als das Prinzip der menschlichen Vernunft, die zwar das Recht hat, die Glaubwürdigkeit der Zeugen zu prüfen; aber nicht die von ihnen bezeugte Thatsache (ein jeder nach seiner Einbildungskraft) zu drehen, oder durch eine gezwungene Auslegung zu verändern, wenn man nicht der Vernunft selbst Gewalt anthun wollte. Die ersten Zeugen haben freilich auch ein Buch zurückgelassen, wovon aber das Verständniß wieder von der Autorität der Nachfolger dieser ersten Zeugen genommen werden muß, denen Christus versprach, daß der nämliche heilige Geist bis an das Ende der Welt bei ihnen verbleiben werde (Joh. 14, 16.), womit Er die ersten Zeugen eingeweiht hat. Die, so diese Autorität

verschmähen und sich zum Prinzip der menschlichen Vernunft flüchten, haben von jeher über das Verständniß dieses Buches gestritten, streiten noch, und werden ewig darüber streiten. Zeiget mir eine einzige christliche Wahrheit, die nicht Eine der zahllosen Sekten geläugnet hat; welche sich doch alle vernünftig (Vernunftgläubige, Rationalisten) nannten! Die menschliche Vernunft ist biegsam, und leiht ihre Dienste dem Hochmuthe, der Eitelkeit u. s. w. des Menschen sehr gerne. Welche schändliche Lehren hat sie selbst unter jenen Heiden ausgeboren, die sich die Vernünftigsten zu sein rühmten? Freilich ist die Vernunft die edelste Gabe des Schöpfers; aber da der ganze Mensch durch die Erbsünde verderbt wurde, so ward auch sie verwundet: Deßwegen kam ihr auch der Erlöser mit seiner Offenbarung zu Hülfe, und stellte zu Erhaltung derselben eine von Gott ausgehende Autorität auf, damit sie nicht ferner auf Abwege gerathen sollte. (Matth. 16, 18.) Leute, die aus Hochmuth diese Autorität verschmähen, und ihr dafür das Prinzip der menschlichen Vernunft unterstellen wollen, enden gemeiniglich zuletzt damit, daß ihnen alle Wahrheiten entschwinden.

„Erhabene Gottesmutter, Beschützerin unseres Bundes! erbitte von Jesus Christus, daß Er den wahren Söhnen der Kirche Standhaftigkeit im Glauben verleihe, und den Uebrigen die Augen des Gemüthes öffne. Leben Sie wohl!“

Die letzten Worte des so hochverehrten und inniggeliebten Vorstehers an seine Mitbrüder in der marianischen Versammlung, welche Worte gleichsam als Schwangesang des Seligen zu betrachten sind, bestehen in Folgendem:

„Nehmen Sie, MM. HH. Sodalen! die aufrichtigen Wünsche, die ich Ihnen zum neuen Jahre darbringe, mit geneigtem Herzen auf. Der Eifer, die Verehrung der seligsten Jungfrau, der Beschützerin unseres Bundes, zu befördern, und dieselbe auch durch ein würdiges äußeres Zeichen zu verherrlichen, den Sie dieses Jahr so hochherzig bewiesen haben, fordert mich auf, etwas Weniges über die Verehrung der glorreichen Gottesmutter zu sagen. Schon seit einiger Zeit lesen wir in öffentlichen Blättern von wunderbaren Heilungen der Krankheiten und selbst von Bekehrungen, die auf die Fürbitte der heiligen Mutter sich ereigneten: was freilich für einen wahren Sohn der Kirche nichts Ungewöhnliches ist, obschon die größere Zahl solcher Gutthaten außergewöhnlich zu sein scheint. Der heilige Paulus sagt (1 Kor. 14, 22.): Die göttlichen Schriften sind den Gläubigen gegeben; die Wunderzeichen aber den Ungläubigen (die auch in unserer Zeit bei hellem Tage nicht sehen). Die heiligen Schriften und die alte Tradition, so uns den richtigen Sinn davon aufbewahret, belehren uns, wie vielvermögend die Fürbitte der heiligen Mutter bei ihrem göttlichen Sohne sei. Bei der

Hochzeit zu Cana in Galiläa zeigte sie Ihm an, daß es an Wein gebreche. Die Antwort Jesu hätte beinahe abschlägig scheinen können, indem Er sagte: Seine Zeit (offenbare Wunder zur Bestätigung seiner göttlichen Abkunft zu wirken) sei noch nicht gekommen: und dennoch wirkte Er das glänzendste Wunder, damit es nicht das Ansehen haben sollte, als habe Er seiner lieben Mutter eine Bitte versagt. (Joh. 2, 1—12.) Deßwegen haben nach dem Zeugniß der Tradition schon die ersten Christen die seligste Jungfrau um ihre Fürbitte angerufen. Der heilige Irenäus, und bald nach ihm Origenes, zwei der ältesten Kirchenlehrer, sagen: die heilige Maria sei die Fürsprecherin der Kinder Evä. Einige möchten behaupten, die Anrufung Mariä sei erst im Concilium zu Ephesus eingeführt worden: allein sie verrathen ihre Unkenntniß der Kirchengeschichte, indem dieses Concilium selbst in dem schon längst zur Ehre Mariä geweihten Tempel zu Ephesus gehalten wurde. Der heilige Augustin hinterließ uns das bekannte, öfters in den Tagzeiten vorkommende Gebet: **Heilige Maria, komme uns zu Hülfe, bitte für das Volk, für** rc. rc. (Serm. 18. de Sanct.), und mit diesem großen Kirchenlehrer wollen auch wir rufen: Heilige Maria, bitte deinen göttlichen Sohn Jesum Christum, damit Er seinen reichlichen Segen ausgieße über die Sodalen unseres Bundes, deren Frömmigkeit so viel zusammengetragen, daß daraus

unserer vielgeliebten Mutter ein schönes Monument von Silber errichtet werden kann, das schon wirklich unter der Hand eines erfahrnen Künstlers liegt.

„Wir wollen mit dem heil. Augustin schließen: „Gewähre, seligste Jungfrau! Allen deine Hilfe, die dein heiliges Andenken feiern.“ (a. a. O.) Leben Sie wohl!“

Wir bedauern, daß im Nachlaß der Schriften des Seligen keine Spur von den Vorträgen gefunden wurde, die der Selige in den halbmonatlichen Versammlungen in früherer Zeit gehalten hatte. Da derselbe alle reliösen Vorträge zu schreiben pflegte und in sehr schöner Schrift zu seinen übrigen Arbeiten zu legen, ist zu vermuthen, sie seien von Zeit zu Zeit ihm abgefordert, und, weil er um dieselben sich nicht mehr bekümmert hatte, nicht zurückgegeben worden, wie in Hinsicht seiner so zahlreichen Predigten es auch geschehen war.

2.

Ueber die Säcularisation des seligen Franz Geiger fand sich unter seinen Schriften folgender authentischer Act:

Decretum Sæcularisationis P. Francisci Geiger, Ord. Min. S. Franc. Convent. professi, Presbyteri, p. t. Professoris Lucernæ.

Eminentissimi et Reverendissimi in Christo Patris, ac Domini Domini Caroli Theodori, Sanctæ

Sedis Ratisbonensis Archiepiscopi, per Germaniam Archicancellarii, S. R. I. Electoris, Episcopi Wormatiensis, et Constantiensis, S. R. I. Principis &c. &c.

Vicarius in Spiritualibus Generalis &c.

Universis, et singulis præsentium lectoribus salutem in Domino.

Noveritis nobis pro parte Rel. P. Francisci Geiger Presbyteri Ord. min. S. Franc. Convent. p. t. Professoris Theologiæ in Lyceo Lucernensi fuisse exhibitas, et præsentatas infrascripta litteras supplices, cum subjuncto Decreto selectæ Congregationis negotiis ecclesiasticis præpositæ sub Dato Romæ die 25 Febr. curr. Anni emanato sequentis tenoris:

„Bme Pater!

„Fr. Franciscus Geiger ex Ordine minorum „S. Franc. Convent. Sacerdos, civis Lucernensis „in Helvetia Diœces. Constant. Professor pub„licus S. Theologiæ in Collegio Lucernensi „obsequiosme exponit, ante sex Annos â S. „Pio VI gratiam Sæcularisationis obtinuisse; sed „cum inter Bellorum, et Revolutionis tumultus „Decretum debitæ Executioni demandari facere „omiserit; nunc illud pro dicta executione offe„rens Episcopus renuit id facere, eo quo rationes, „ob quas Concessum fuit, non ad unam omnes nunc, „adhuc subsistere videantur, monuitque, ut pro „nova Dispensatione supplicaret, pro qua adjunc„tam confecit Commendationem.

„Præter orationes, ob quas jam antea Gra-

„tiam istam â S. Sede obtinuerat, Orator, et „quæ adhuc maximam partem subsistunt, nimirum „suppressio. Conventuum Provinciæ nostræ, in „qua nonnisi quatuor Conventus reliqui sunt; id „quod totum statum mutat ab eo, quando Ordinem „ingressus erat. Certitudo Beneficii, quo frustran„dus essent, si ad statum religiosum reverti debe„ret. Destructa continuo studio Sanitas Corporis, „quæ Oratorem â Mensa communi Fratrum ex „Consilio Medici removet, et alia postulat Ali„menta adeo, ut Conventui suo non tantum nulli „emolumento foret, sed oneri gravissimo. Hac „ex causa ipsi Confratres sui optant, Oratorem „non amplius redire, utpote qui multis expensis „eundem substentare deberent, quin Onera com„munia cum ipsis portare posset, præsertim quod „Cathedram publicam theologicam, ob Defectum „idoneorum subjectorum deserere, quamdiu vires „ad hoc aderunt, et inter eos habitare nunquam „posset.

„Supplicat hinc humiliter pro nova Sæcula„risatione et Deus SS.

„Die 25. Febr. 1805.

„Ex speciali apostolica Nobis â Sanctissimo „Domino nostro Pio P. P. VII. delegata Autho„ritate ob peculiares extra ordinarias Circumstan„tias benigne committitur Ordinario Constant. „Provinciæ Moguntinæ, et firmo remanente so„lenni Castitatis Voto, servata Substantia alio„rum Votorum in religiosa Professione emis„sorum licentiam manendi in sæculo in habitu

„Presbyteri sæcularis, quoad vixerit sub Obe-
„dientia ipsius, vel alterius Ordinarii, in cujus
„Diœcesi pro tempore commorari contigerit, ser-
„vatique pariter servandis in Altaris Ministerio
„ministrandi, nec non eccl. Beneficium sive sim-
„plex, sive residentiale, sive etiam Curatum as-
„sequendi, et retinendi Presbytero Oratori con-
„cedere libere, ac licite possit, et valeat. In Con-
„trarium facientibus licet expresse, et individua
„Mentione dignis non obstantibus quibuscunque."

(L. S.) S. Card. ab Auria.

Cum itaque ex parte P. Francisci Geiger fuimus implorati, et ad hujus Decreti Executionem procedere dignaremur: idcirco prævia Causarum, et motivorum Cognitione, et comperta eorundem Veritate, et postquam Oratori de sufficienti Sustentatione in Vim tituli Mensæ Decreto Illrmi Senatus Lucernensis die 28 Sept. 1803 edito provisum esse comperimus, prædictum P. Franciscum Geiger (Salva Votum substantia) in numerum Sacerdotum sæcularium hujus Diœcesis Constant. recipimus, habilitantes eundem ad acceptandum Beneficium Ecclesiasticum, et injungentes, ut professionem fidei Catholicæ quamprimum fieri poterit, cum Juramento fidelitatis, et Obedientiæ Rmo Ordinario exhibendæ emittat, coram Plrm. Rvdo. Dno. Commissario Lucernensi.

Datum Constantiæ die 9 Martii 1805.

(L. S.) de Wessenberg.

3.

Zur Zeit, als Chorherr Franz Geiger unerwartet von der Professur der Dogmatik und Kirchengeschichte entlassen wurde, schrieb Herr Ludwig von Haller an ihn:

Hochwürdiger Herr!

Geist und Herz treiben mich, Euer Hochwürden zu der Verfolgung Glück zu wünschen, deren Gott Sie gewürdiget hat, und Ihnen, was zwar nicht nöthig sein wird, Muth zuzusprechen. Jeglicher Tadel der Bösen ist erzwungenes Lob. Der himmlische Vater sendet den Frieden nur denen, die er liebt. Er, der den Gottlosen zuließ, Sie von einem im Dienste Christi rühmlich bekleideten Lehrstuhle zu entfernen, wird Euer Hochwürden auch Kraft zur Duldung verleihen, dabei seine guten Zwecke haben und den vor der Welt Erniedrigten erhöhen. Seine Wege sind nicht unsere Wege, seine Gedanken nicht unsere Gedanken. Vielleicht daß es nöthig war, um die Heuchelei zu entlarven, um manchen, die das Böse nicht sehen wollten, die Augen zu öffnen; vielleicht daß dieses Ereigniß selbst in Luzern den Spreu von dem Waizen söndert und einst eine heilsame Aenderung hervorbringt. Vergebens habe ich seit drei Jahren gegen die verderblichen Projekte gewarnt, denen man uns von dorther unter dem milden Namen eines Bisthums dienstbar machen, in der That aber uns

nur zu Instrumenten des Illuminatismus gebrauchen wollte. Vielleicht predige ich nicht mehr tauben Ohren. Wenigstens ist mein Herz von nun an noch mehr als vorher zu Ihnen hingezogen, wie glücklich wäre ich, einst etwa in Bern oder in Solothurn Ihre persönliche Bekanntschaft machen zu können. Lassen Sie mich indessen auch Ihrer Freundschaft und für die Vollendung des 4. Bandes meines Werkes, welches die wahren Grundsätze über die Natur der Kirche herstellen soll, Ihrem Gebet empfohlen sein. Ach daß Sie bei mir wären, daß ich jeden Tag Ihre großen Kenntnisse benutzen könnte. Jedoch anwesend oder abwesend verharre mit innigster Verehrung

Euer Hochw. ganz ergebenster Diener u. Freund
Bern, d. 5. Sept. 1819.

C. L. von Haller,
Des souv. und geheimen Rathes in Bern.

4.

Die Antwort des Herrn Geigers, wie sie unter seinen Schriften gefunden wurde, lautet:

Monsieur!

Ich bin nicht im Stande, die Freude zu schildern, die mir Ihr liebes Schreiben verursachte, welches ich von der gnädigen Hand des Hrn. Schultheiß von Arregger erhielt. Ich danke Ihnen für die gütige Aufmunterung und den freundschaft-

lichen Antheil, den Sie an mir in dieser Sache nehmen. Meine Person kömmt freilich hier am allerwenigsten in Anschlag. Als ich meine Entfernung von der Professur vernahm, so legte ich alles in die Hand Gottes, der gewiß gute Folgen aus allem dem ziehen wird: was mir Sorge macht, ist die Sache selbst; es ist hier um das größte aller Güter zu thun — um die Wahrheit, die man in unseren Tagen so gern zur Lüge machen möchte. Ich hoffe, wie Sie es so schön sagen, daß gerade durch das Betragen gewisser Leute gegen mich, die Wahrheit desto eher siegen werde, und da bringe ich gern alles was ich bin und habe zum Opfer. Auch bin ich überzeugt, daß es eben diese meine Gesinnung ist, die mich Ihres gütigen Antheiles, den Sie an meiner Person nehmen, würdig machen kann; weil ich versichert bin, daß in Ihren Augen nichts einen Werth hat, als — Wahrheit — wovon Sie sich durch Ihr unübertreffliches Werk ein ewiges Denkmal gestiftet haben, von welchem ich schon lange ein stiller Verehrer war, und Gelegenheit habe, Ihnen selbst mein aufrichtiges Geständniß darüber abzulegen. Beten — ja von ganzem Herzen will ich beten, daß Gott Ihre Hand leiten möge, den vierten Theil zu vollenden, den ich, mit so vielen redlichen Menschen, mit Sehnsucht erwarte.

Was die Kirche betrifft, so muß — so wie ich es ansehe — jeder wahre Philosoph ja schon

beim vierten Schritt (passus), den er macht, auf eine Kirche kommen. Wenn ich vernünfteln will, so muß ich vorher einen Gott voraussetzen, weil ich sonst keine causam primam habe 1. passus. Habe ich einen Gott und einen Menschen, so muß ich das Verhältniß suchen, das sie gegeneinander haben — des Herrn, und des Unterthans 2. passus. Da ich aber nicht weis, ob das, was ich ihm, nach meinen Ansichten, leiste, ihm angenehm sei, besonders da ich sehe, ein jeder Mensch leistet etwas Anderes — welches ist das Wahre? — so wünsche ich eine Vorschrift Gottes (Offenbarung) wie sie auch Plato und Sokrates wünschten 3. passus. Sobald eine Offenbarung da wäre, so müsse sie Jemanden übergeben werden, der sie allen Menschen, zu allen Zeiten mittheilte, und dieser Jemand wäre ja schon die Kirche 4. passus. Und was die Philosophie wünschet, oder postulieret, das steht ja in der Weltgeschichte als unläugbares Faktum da. Aber unsere Zeitgeist-Männer wollen keine Kirche, deßwegen entfernten sie auch den trefflichen Professor Widmer von dem philosophischen Lehrstuhl, weil er, wie sie sagten, Kirchliches in seine Philosophie einmischte, und so mir in die Hände hinein arbeitete.

Auch aus dieser Ursache freue ich mich, und so viele mit mir auf den vierten Band ihres wahrhaft orginellen Werkes, damit diese Menschen die Wahrheit, die sie aus unserem Munde nicht hören

wollen, indem sie uns als Finsterlinge ausschreien, aus Ihrer Feder vernehmen. — Einen Herrn von Haller werden sie doch keinen Finsterling nennen wollen. Ich empfehle mich gehorsamst, und bitte, die Versicherung meiner tiefsten Verehrung zu genehmigen, mit der ich die Ehre habe, zu sein

Dero ꝛc.

Solothurn bei Sr. Excellenz Hrn. Altlandammann Grim v. Wartenfels, der sich Ihnen höflichst empfiehlt, und mit mir wünscht, in nähere Bekanntschaft mit Ihnen zu treten.

5.

In den Lauten aus dem Leben des Franz Geigers wurde gemeldet, wie sich in wichtigen Angelegenheiten hochgestellte Männer aus dem Auslande an ihn gewendet, und um Rath und That ihn ersucht hatten. Als Beleg hievon könnten mehrere vorliegende Schreiben angeführt werden. Wir bringen jedoch nur Folgendes vom Erzbischof Boll von Freiburg, welcher mehrmal an Geiger in solchen Absichten geschrieben hatte.

Plurimum Reverende ac Clarissime Domine Professor!
Domine Patrone ac Amice colendissime!

Plurima Tuæ tum erga me, tum erga amicissimum mihi Dominum de Hauser, Ecclesiæ nostræ metropolitanæ Canonicum capitularem, insignis Benevolentiæ specimina animum mihi faciunt,

ut tuam in re gravissima mediatricem operam implorare audeam.

Exiit 30ma Januarii h. a. a Principibus fœderatis Protestanticis, qui catholicis Provinciæ nostræ imperant, impressum Decretum, cujus descriptum exemplar accludo, quo Episcoporum jura et ipsius Apostolicæ Sedis auctoritas tam arctis limitibus constringuntur, ut ordinationes illæ, sic dictæ pragmaticæ francofordienses, jam a beatæ memoriæ Pio Papa VIImo repudiatæ, cuilibet legenti de novo resuscitatæ aperte compareant.

Credideris facile, me summo animi dolore ac mœrore acerbissimo has pagellas excepisse, sed et pro Tua pietate ac Sapientia animadvertes, me, licet indignissimum, tamen miseratione divina inscrutabili constitutum Provinciæ Archipræsulem stricto conscientiæ vinculo obligari, ut tutissimo, quo fieri potest, modo factum hoc ad Sanctitatem Suam deferri curem, cujus solius auctoritate atque apud Principes interventu tanto ecclesiæ nostræ vulneri ferri medela potest.

At vero, si hoc a meipso factum regimini nostro innotesceret, aut si desuper aliquando quæsitus hoc pro rei veritate fateri deberem, gravissima certe Principis indignatio, non nisi ulteriori et graviori rei catholicæ periculo, consequeretur.

Quapropter impensissime rogo atque obtestor, ut ne graveris, reverendissimo atque illustrissimo Domino Internuntio, quem submississime veneror,

adclusum hoc Magni Ducis nostri decretum tradere, illumque meo nomine obsecrari, ut id Sanctissimo Patri transmittendum curet ita, ut directe ad Ipsius gratiosissimas manus perveniat.

Confido in Domino, fore, ut et hæc procella ad Petram a Christo constitutam allidatur, atque nova ista inimicorum fidei nostræ conamina non sint prævalitura.

Ceterum reverendissimum Dominum Internuntium perimpense rogatum cupio, ut Sanctissimo Patri meam inviolabilem subjectionem ac filialem amorem cum demississimo Pontificis pedis osculo nuntiare non dedignetur.

Tibi vero, Domine colendissime! pro Tua Benignitate grates habebo immortales, qui me piæ in Sacris memoriæ, ut patria tanta calamitate solatio ac auxilio divino maxime egentem, instanter commendo, ac singulari æstimatione et veneratione permanebo

Dominationis Tuæ Colendissimæ

Friburgi Brisgoviæ die 19 Februarii 1830.

Cultor addictissimus

† *Bernardus*,

Archiepp. Friburgensis.

Bücheranzeige.

Bei Gebrüdern Räber in Luzern hat so eben die Presse verlassen und ist durch alle soliden Buchhandlungen (in Augsburg vorräthig bei K. Kollmann) zu beziehen:

Beleuchtung der Vorurtheile wider die katholische Kirche; von einem protestantischen Laien Zürichs. Dritte, nochmals umgearbeitete und ansehnlich vermehrte Auflage. Ersten Bandes erstes Heft. S. XXVI Vorw. und S. 220 Text. Preis 1 fl. 12 kr.

Wir unterlassen füglich jede besondere Anpreisung dieser, auch in der neusten theologischen Polemik vielfach und rühmlichst erwähnten Schrift, deren ungewöhnlich starke Verbreitung den Beweis liefert, wie sehr ihr Gegenstand ein wahres Bedürfniß für die religiösen Zustände unsrer Zeit geworden ist. Wir beschränken nns nur auf die Versicherung, daß der fernere Druck des ganzen Werks keine Unterbrechung leiden soll, da bereits das Manuskript uns vollständig von dem Herrn Verfasser eingehändigt ward, und daß übrigens die Abnehmer dieses ersten Hefts dadurch im mindesten nicht für die Fortsetzung sich verbindlich machen.

Ferner sind bei Obigen erschienen:

Geiger, Franziskus, Kanonikus und gewesenen Professors der Dogmatik und Kirchengeschichte zu Luzern, sämmtliche Schriften. Gesammelt und geordnet von einem seiner Freunde. 8 Bände in 8. 12 fl. 48 kr.

Macht, die, des christlichen Glaubens, dargestellt im Leben des durch auffallende Gebets-

erhörungen merkwürdig gewordenen Nikolaus Wolf von Rippertschwand, aus dem Kanton Luzern. Mit einem Anhange von Meß- und andern katholischen Gebeten, von einem vertrauten Freunde des Seligen. 3. verb. und verm. mit d. Bildn. versehene Aufl. gr. 12. br. 30 kr.

Erinnerungen an Joseph Emmanuel Banz, Sextar und Pfarrer von Hildisrieden. Herausgegeben von einem Freunde des Verstorbenen. gr. 12. br. 30 kr.

Frauvillez, der gute Dorfpfarrer, oder Widerlegung der Einwürfe, die auch vom Volke gegen die Religion gemacht werden. Aus dem Französischen von J. Probst. 8. br. 1 fl. 6 kr.

Greith, Karl, Professor der Theologie, allgemeine Grundzüge der Entwicklung und Reform der Kirche, zur Beurtheilung der neuesten kirchlichen Ereignisse im Bisthum St. Gallen in der Schweiz, und in eigener Angelegenheit. Mit einer Vorrede herausgegeben von Franz Geiger, Chorherr und ehem. Professor der Theologie am Lyceum zu Luzern. gr. 8. br. 48 kr.

Kaufmann, M., Chorherrn und ehem. Professors der Theologie in Luzern, wirklichen Domkapitulars des Bisthums Basel und Mitglied des h. Erziehungsrathes des Kantons Luzern, über die göttliche Erblehre in den Schriften der heil. Väter oder Grundriß der Patrologie. Nebst einer Abhandlung über die Vorurtheile und Verirrungen in Bezug auf die Wissenschaften, über-

setzt aus Fr. Bacon's Schrift: „De dignitate et augmentis scientiarum." gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Kaufmann, M., über die gegenseitige Stellung der Kirche und des Staates. Mit besonderer Rücksicht auf die Fragen der gegenwärtigen Zeit. gr. 8. 54 kr.

Schärrer, Theodor, Revolution und Restauration der Stattswissenschaft. Historisch und kritisch dargestellt. gr. 8. 1842. 1 fl.

Haller, von, Karl Ludwig, Geschichte der kirchlichen Revolution oder protestantischen Reform des Kantons Bern und umliegender Gegenden. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Bonald, von, Heinrich, von den Strafgerichten Gottes über Frankreich. Die Ursachen, welche sie herausfordern, und die Mittel, dieselben abzuwenden. Aus dem Französischen übersetzt von B. J. Schär, Pfarrer im Kavitel Buchsgau. gr. 8. 1 fl.

P. Gall Morell und P. Athanas Tschopp, Kapitularen und Professoren im Stifte Einsiedeln, Geschichte der Schweiz für Schule und Volk. 8. 1 fl. 12 kr.

J. J. Nußbaumer, Pfarrers in Niederhelfenschwyl, Liturgie, oder Erklärung der Gebräuche und Zeremonien der heiligen katholischen Kirche für die Jugend. Fünfte, verbesserte und vermehrte Ausgabe. 12. 1842. 24 kr.

Leben des heil. Bernhard von Menthon,

Stifters der zwei Hospitien auf dem grossen und kleinen St. Bernhardsberge. Nach dem Franz. Mit Bewilligung der kirchl. Obern. 12. 24 kr.

Der christliche Mäßigkeitsbund zu Gutenhausen, oder umständlicher Bericht, wie einige Bürger daselbst die Trauergeschichte von der Branntweinpest gemeinschaftlich lesen und einmüthig beschließen, einen Enthaltsamkeitsverein zu gründen. Von dem Verfasser des Schweizerseppeli. 12. 1838. 21 kr.

Fenelon und Bossuet, Bruchstücke aus den Betrachtungen über Religion und Kirche, nach dem Französischen. 8. 1836. 48 kr.

Jos. B. Ulrich, Blüthenlese für Gott und Vaterland in Gedichten. Mit Erlaubniß der Obern. 1. und 3. Bdchen. 12. 1841. 1 fl. 20 kr.

Liturgia sacra, oder die Gebräuche und Alterthümer der katholischen Kirche sammt ihrer hohen Bedeutung, nachgewiesen aus den heiligen Büchern, aus den Schriften der frühesten Jahrhunderte, und aus andern bewährten Urkunden und seltenen Codicen von Joseph Marzohl, Pfarrer am Bürgerspitale zum heil. Geist in Luzern, und Joseph Schneller, Registrator des städtischen Archivs daselbst, ordentliches Mitglied der allgemeinen schweizerischen und Ehrenmitglied der bündnerisch = geschichtforschenden Gesellschaften. I.—V. Bd. 1. Hälfte. 1834—1843. 18 fl. 30 kr.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

SBB013400418518

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geiger, Franz, / Widmer, Joseph / Zemp, Leodegar

Der selige Chorherr Franz Geiger Laute aus dessen Leben

Lucern 1843

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.o.201
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11425717-6